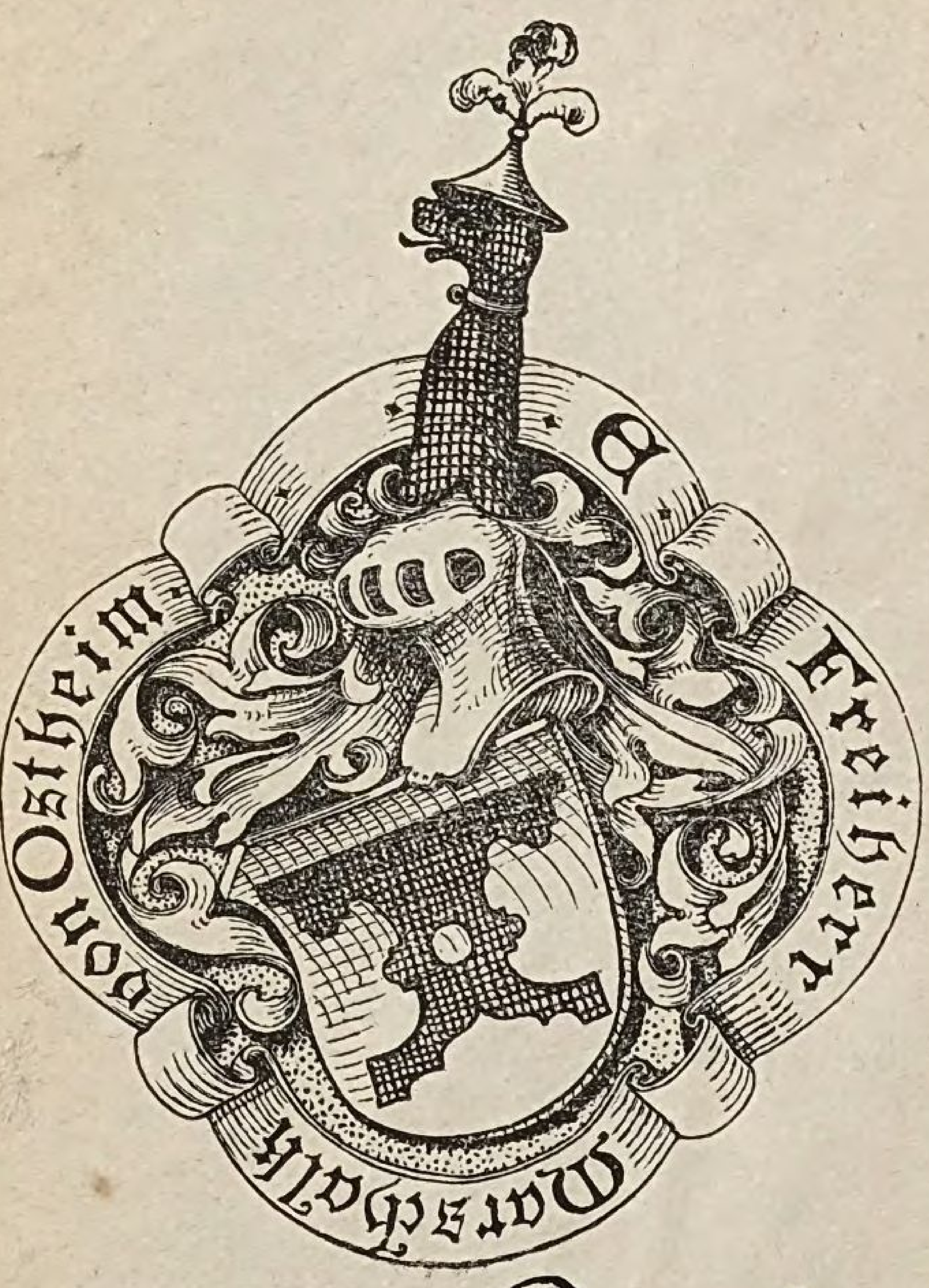

606
607
608
Revol. o. 609

M. v. O.
Revol.
o. 446

Schloß Hummelstein 1856
Paul Howitz.

Mola

oder

Tanz und Weltgeschichte.

Eine spanisch-deutsche Erzählung.

Leipzig,
Ernst Keil & Comp.
1847.

Erstes Kapitel.

Ein Stiergefecht in Madrid.

Madrid ist eine sehr stille, man könnte beinahe sagen, todte Stadt, wenn nicht gerade die politischen Hitzköpfe an der Puerta del Sol eine kleine Revolution improvisiren. Der Fremde, der mit der Erwartung eines lebhaften, südlich großstädtischen Lebens, wie es zum Beispiel in Neapel herrscht, hierher kommt, wird sich bald auf das schmerzlichste enttäuscht sehen. Allerdings ist an schönen Sommerabenden im Prado, wo sich die ganze elegante Welt versammelt, viel Gewühl anzutreffen. Die Herren wandeln, behaglich ihre Papiercigarren rauchend, in langen Reihen auf

und nieder, während die Damen größtentheils auf den steinernen Bänken sitzen und mit einander plaudern und lachen, oder das Eiswasser schlürfen, welches die umherwandelnden Wasserträger fortwährend mit großem Geschrei feilbieten. Die malerische Mantilla, welche das schöne Geschlecht noch größtentheils beibehalten hat, sticht seltsam, aber sehr vortheilhaft gegen die unschöne französische Tracht ab, welche die Mode und der gute Ton den Männern zu tragen befiehlt. Nur zuweilen drängt sich ein Majo, so nennt man hier die Stutzer aus den niedern Volksklassen, in seinem reichen und pittoresken andalusischen Nationalanzuge, zwischen den jungen französischen Gesandschaftsattachés, die auf Liebesabenteuer ausgehen, den langweiligen und gelangweilten Engländern, und den echt spanischen Hidalgos in Frack und Glacéhandschuhen, mit keckem und rücksichtslosem Uebermuthe durch, an seinem Arme eine kleine feurige Manola, wie man in Madrid die Grisetten nennt, führend. Sie läßt ihre glühenden schwarzen Augen in rastloser Beweglichkeit über die versammelte Män-

nerwelt hinschweifen, und versteht ihren Fächer, diese zweite Sprache der Spanierinnen, sehr gut zu handhaben. Ihr Begleiter ist nicht wenig stolz auf diese seine allerdings etwas unzuverlässige Eroberung, und thut sein Möglichstes, um sie durch Orangen, Eiswasser und wohlriechende Cigaretten fest an sich zu ketten. Die Andalusierin dort erkennt man sogleich an ihrem hohen schlanken Körperbau, ihrem leichten schwebenden Gang und der überaus anmuthigen Art, mit welcher sie ihre schwarzseidene Mantilla zu tragen und zu drapiren versteht. Dagegen wird auch Niemand nur einen Augenblick daran zweifeln, daß diese beiden langen, blonden Damen hier mit den geschmacklosen Hüten, der steifen Körperhaltung und den vor Prüderie zu Boden geschlagenen Augen noch im vergangenen Winter gefeierte Schönheiten der Londoner Routs waren. Die Französinnen und Italienerinnen finden sich schon eher in diesem Treiben zurecht, obgleich auch sie, selbst für das ungeübteste Auge, sogleich von den Töchtern des Landes zu unterscheiden sind.

Aber dieser Prado, das wahre Eldorado der Gaffer und Müssiggänger ist vor dem Thore gelegen und theilt den Straßen der innern Stadt nur wenig von seiner Lebhaftigkeit mit. Will man jedoch die ganze Bevölkerung von Madrid beisammen sehen und in ihrer Eigenthümlichkeit kennen lernen, so muß man im Frühlinge oder im Herbste an einem heiteren Montags-Nachmittage über den Plaza del Sol durch das schöne Thor von Alcala, zu welchem eine lange mit kleinen Bäumen besetzte Allee hinführt, hinauswandeln. Außerhalb der Stadt, neben dem Prado, etwas links von dem Thore, gelangt man dann zu dem für die Stiergefechte bestimmten Circus, la plaza de toros genannt. Freilich ist dieser Gang leichter anzuempfehlen, als zu thun, denn an einem solchen Montags-Nachmittage ist Alles, was in Madrid nur noch die Glieder rühren kann, auf den Beinen, und die vielen Fuhrwerke vom Miethcorricolo und dem großen von zehn bis zwölf mit Schellen und Troddeln behangenen Maulthieren gezogenen Omnibus, bis zu dem prächtigen, mit sechs andalusischen Hengsten be-

spannten Staatswagen der Königin, welche alle mit wahrhaft mörderischer Geschwindigkeit dem Ziele ihrer Bestimmung zurollen, tragen eben nicht viel dazu bei, diesen durch das Gewühl, die Hitze und den Staub ohnedieß lebensgefährlichen Gang angenehmer zu machen.

An dem Circus angelangt, drängen sich alle diese verschiedenen Fuhrwerke nach den Eingängen zu, und die an dem Hauptthore des Gebäudes aufgestellte leichte Reiterei hat alle erdenkliche Mühe, dieses chaotische Gewirr in Ordnung zu erhalten. Dagegen halten die Fußgänger von selbst eine musterhafte Ordnung. Diese vielen Tausende von Menschen nehmen ohne allen unnöthigen Tumult und ohne alles Gedränge ihre Plätze in dem Circus ein, und die Männer bilden mit echt spanischer Höflichkeit eine lange Reihe, um die Frauen an sich vorüber zu lassen und ihnen den Vortritt zu gewähren.

Der Circus selbst ist kreisrund, von außerordentlichem Umfange, sehr dauerhaft gebaut, und mit einer großen massiven Ringmauer um-

geben Sein Dach ist der blaue liebe Gottes-himmel und die Sonne hat Beleuchtung und Heizung unentgeltlich übernommen. Leider thut sie in letzterer Beziehung zuweilen des Guten zu viel, und wenn selbst im Frühjahre und im Herbste diejenigen, denen ihre beschränkten Geld-mittel nur die wohlfeileren Plätze der Sonnen-seite gestatten, einen beiläufigen Begriff von den Annehmlichkeiten des Lebendiggebratenwerdens be-kommen, so wird man leicht einsehen, daß die Stiergefechte im hohen Sommer zum großen Leidwesen der für dieselben schwärmenden Be-völkerung zu den unmöglichen Dingen gehören. Im Winter aber sind die Stiere zu kalt und zu feige, so, daß also nur die zwei Uebergangs-Jahreszeiten, der Frühling und der Herbst, die-sem edlen Vergnügen gewidmet werden können.

Die Arena ist von einer hohen, dicken und hellroth angestrichenen Holzschranke umgeben, hinter welcher ein breiter, mit Dielen verschlage-ner Weg freigelassen worden ist. Hinter diesem Wege erheben sich die Stufen für die Zuschauer, welche ohngefähr dem Parterre unserer Theater

entsprechen und über diesen Stufen die Logen, welche gewöhnlich von vornehmen Familien für die ganze Dauer der Saison gemiethet und meistens sehr elegant eingerichtet sind.

Das Volk mußte sich heute ein besonderes interessantes Schauspiel versprechen, denn auf den Mienen der Meisten, die sich jetzt hastig nach dem Circus hinbewegten, war Neugierde und gespannte Erwartung zu lesen, und zuweilen hörte man wie der Name Francisco Lontes in dem Tone der größten Wichtigkeit und Ehrfurcht geflüstert wurde.

Das war es also! Francisco Lontes, der berühmteste Matador Spaniens, der nie fehlende Espada sollte heute auftreten. Zu der Zeit, in welcher diese unsere Erzählung beginnt, stand Lontes noch im Zenith seines Ruhmes und seiner Kraft. Er erhielt für jeden Kampf fünfzehnhundert Franken, und verstand es auch, mit Anstand einen, seinem großen Einkommen angemessenen Aufwand zu machen. Seine Freigebigkeit und sein ritterliches Wesen trugen eben so viel als seine unglaubliche Geschicklichkeit in dem ge-

fährlichen Spiele dazu bei, ihm die Gunst des Volkes zu gewinnen und zu erhalten.

Bald war der Circus überfüllt, und die erwartungsvollen Zuschauer vertrieben sich die Zeit so gut es ging damit, sich Orangenschalen und Spottworte zuzuwerfen. Besonders waren die Fremden die Zielscheibe des Volkswitzes, und ein unglücklicher Engländer wurde zweimal, unter allgemeinem Jubel und Gelächter, genöthigt, seine silberne Brille abzunehmen und wieder aufzusetzen.

Endlich war es fünf Uhr. Eine Fanfare ertönte, und die drei oder vier Spritzfässer, welche mit magern Kleppern bespannt bis jetzt zur Befeuchtung des Sandes auf der Arena herumgeführt worden waren, verschwanden. Eine Abtheilung schön uniformirter blauer Jäger zu Pferde umkreiste im Schritt die Arena. Dann ertönte eine zweite Fanfare, und die Kämpfer traten ein. Den Zug eröffneten drei Picadores auf schlechten Pferden, mit langen Lanzen bewaffnet. Sie tragen einen grauen Filzhut mit flachem Rande, eine goldgestickte Jacke und ein Beinkleid von

gelben Dammhirschleder. Ihre Lanzen haben aber nur eine sehr kleine eiserne Spitze, da sie blos dazu bestimmt sind, den Stier zu reizen, nicht aber ihn zu verwunden. Das rechte Bein des Picadors ist durch eine eiserne Schiene gegen die Hörnerstöße des Thieres geschützt.

Hinter den Picadores kommen die Matadores oder Espadas, das heißt, die eigentlichen Tödter. Sie sind alle sehr reich gekleidet, und Lontes eine ungemein kräftige, männlich schöne Gestalt wird mit besonderem Jubel empfangen. Den Schluß des Zuges macht ein großer Schwarm von Chulos und Banderilleros, schöne junge Leute in tanzmäßig leichter seidener Kleidung, die statt aller Waffe über dem Arm einen leichten Mantel von greller Farbe und mit Gold oder Silber bordirt tragen.

Nachdem sich die Picadores längs der Schranke in einer gewissen Entfernung von einander aufgestellt und die Chulos und Banderilleros sich in der Arena zerstreut haben, ritt ein Alguazil in die Bahn, begrüßte den Präsidenten des Kampfspiels, und erbat sich den Schlüssel zum

Toril, das heißt, dem Stalle der Kampfstiere. Der Schlüssel wurde ihm zugeworfen, er übergab ihn dem Hüter und eilte dann, sich in Sicherheit zu bringen.

Es war aber auch wirklich hoch an der Zeit, dies zu thun, denn sogleich hinter ihm that sich die Thüre auf, und ein großer prachtvoller Stier kam mit mächtigen Sprüngen in die Arena gesaust. Trotz seiner ungewöhnlichen Größe und Stärke verkündete doch auch jede Bewegung des Thieres eine außerordentliche Leichtigkeit. In der Mitte der Arena angelangt, blieb es wie geblendet stehen, glotzte die Menschenmenge an und unterbrach durch sein lautes kurzes Brüllen auf eine schauerliche Weise die allgemeine Stille.

Fünf bis sechs Chulos sprangen sogleich herbei und schwangen ihre Cappa's oder seidenen Mäntel um den Kopf des Stieres. Wüthend verfolgte er seine neckenden Angreifer und hatte einen derselben schon beinahe erreicht, als er des ersten Picadors zu Pferde ansichtig wurde. Bei diesem Anblicke stutzte der Stier und ließ von dem Verfolgten ab. Der Picador erwartete un-

terdessen seinen Feind unbeweglich mit eingelegter Lanze. Der Stier rannte an, und war bald von einem Lanzenstoß getroffen. Noch wüthender gemacht, stieß er dem armen Pferde, sobald er es erreicht hatte, sein Horn tief in die Brust, so daß es augenblicklich zusammenstürzte und seinen Reiter unter sich begrub.

Der Stier zerfleischte nun in blinder Wuth den Körper des Pferdes, das so seinem Reiter als Schild diente, mit seinem Horne, bis wieder die Chulos herbeisprangen, um den Stier auf sich zu lenken, und so dem armen gequetschten Reiter Zeit zu geben, sich unter dem Pferdecadaver hervorzuarbeiten und aus der Bahn zu hinken.

Dem zweiten und dritten Picador ging es nicht besser, als ihrem Kameraden, und das Publicum fing schon an, für den Stier Partei zu nehmen, und Bravo, Toro! zu rufen, als Lontes in die Arena trat.

Bei seinem Anblicke verstummte Alles, denn jetzt sollte ja eigentlich erst der ernsthafte Kampf beginnen; bis jetzt war Alles nur Vorspiel, freilich ein ziemlich blutiges Vorspiel, gewesen.

In der einen Hand hielt der gefeierte Matador, der jetzt ruhig dem wüthenden Thiere entgegenschritt, die Muleta, ein blutrothes Tuch, welches dazu bestimmt ist, den Stier noch mehr zu reizen und zugleich zu blenden, in der andern den mächtigen Torero-Degen mit der scharfen zweischneidigen Toledo-Klinge und dem kreuzförmigen Griffe.

Die Banderilleros hatten den Stier indessen mit vielen kleinen, mit Widerhaken versehenen Wurfpfeilen förmlich gespickt und so zur äußersten Wuth und Verzweiflung gebracht.

Sobald das Thier seinen neuen und gefährlichsten Feind gewahrte, stürzte es sich alsogleich auf denselben. Lontes floh anfangs absichtlich. Das Publicum war sehr erstaunt, hatte aber zu viel Achtung vor dem bewährten Muthe und der anerkannten Geschicklichkeit des andalusischen Espada, um Zeichen des Unwillens von sich zu geben, wie es bei jedem anderen Kämpfer unfehlbar gethan hätte. Und in der That sollte es auch bald Ursache haben, sich zu seiner Mäßigung Glück zu wünschen, denn als Lontes schon

beinahe von seinem Feinde erreicht war, kehrte er sich plötzlich um, ließ Degen und Muleta hinabsinken, und schaute so wehrlos mit seinem starren dämonischen Blicke seinem Feinde ins Auge. Verblüfft blieb der Stier stehen. Das Volk brach in einen donnernden, nicht enden wollenden Beifallssturm aus.

Unterdessen hatte Lontes Degen und Muleta wieder aufgerafft, und war um ein Paar Schritte zurückgesprungen. Aber auch der Stier hatte sich wieder von seiner Bestürzung erholt und sprang jetzt wie rasend auf das vorgehaltene rothe Tuch los. Aber in demselben Augenblicke leuchtete ein Blitz auf, und der Degen des Matadors fuhr zischend wie wenn glühendes Eisen in kaltes Wasser getaucht wird, bis an das Stichblatt zwischen die Kehle und den Nacken des Stieres, der lautlos zusammenbrach.

Lontes verbeugte sich nun zierlich dankend rings gegen das jauchzende Publicum, raffte die Cigarren, die von allen Seiten auf die Arena flogen, auf, und schwang sich dann über die Schranke, um in dem Gange mit seinen Freun-

den ruhig, als ob er nichts gethan hätte, zu plaudern und zu rauchen.

Nun sprengten vier Maulthiere seltsam bedeckt mit Schellen, gelben Tüchern und rothen Troddeln in die Arena, und zogen in wenigen Minuten den erlegten Stier und die todten Pferde hinaus. Dann kam ein Mann und streute Sand auf die Blutlachen.

Während nun der zweite Stier, ein tückisches hinterlistiges Thier, aus der Sierra Morena, sein Spiel mit den Picadores und Chulos trieb, sprach Lontes in dem Gange mit einem jungen schönen Manne, welcher sein Neffe war und Chiclanero genannt wurde. Dieser Chiclanero war nach seinem Oheim der geschickteste und berühmteste Matador Spaniens, und schien dazu bestimmt zu sein, einst seinem Lehrer und Oheime selbst den Preis streitig zu machen.

Neben diesen beiden stand ein wunderschönes junges Mädchen von höchstens dreizehn Jahren in der reichen und reizenden andalusischen Nationaltracht. Wer sie genauer betrachtete, der konnte ihrer Gesichtsbildung nach, keinen Au-

genblick zweifeln, daß sie die Tochter des großen Lontes sei.

„Juan,“ sagte dieser jetzt zu seinem Neffen, indem er über die Schranke in den Circus blickte, und das Treiben des zweiten Stiers einen Augenblick sehr scharf beobachtete, „Juan, ich weiß, Du bist ein sehr tüchtiger Junge und hast ein furchtloses Herz und einen stählernen Arm; aber nimm Dich dann doch ein wenig mit dem Burschen da drinnen in Acht; er gehört zu den tückischen gefährlichen Bestien, die nicht anspringen, sondern warten. Sieh nur, wie er mit den armen Pferden umgeht.“

„Pah!“ meinte Juan der Chiclanero leichtsinnig und sorglos, „ich will schon mit ihm fertig werden. Verlaßt Euch darauf.“

„Vater,“ sagte jetzt Mola mit jugendlich frischer vibrirender Stimme, „ich kann so nichts sehen, hebe mich doch auf die Schranke hinauf.“

„Das geht nicht, mein Kind,“ sagte Lontes, „die Stiere springen manchmal über die Barriere, und wenn das nun gerade an der Stelle geschehe, wo Du sitzest. —“

„Nun, was dann?“ fragte Mola.

„So könntest Du Schaden nehmen,“ erwiderte Lontes.

„Ich bin Deine Tochter,“ sprach jetzt das Mädchen trotzig, „und fürchte mich nicht vor einem Toro. Und wenn er gerade an der Stelle über die Schranke springt, wo ich sitze, so werde ich ihm schon auszuweichen wissen.“

Mit diesen Worten sprang sie leicht und behend empor und setzte sich rittlings auf der Schranke nieder.

„Nun, wenn Du allein hinaufkommen kannst, kleiner Affe,“ lachte Lontes, „warum bittest Du mich, daß ich Dich heben soll.“

Damit war die Sache abgethan.

Molas plötzliches Erscheinen auf der Schranke hatte die Aufmerksamkeit des Publicums für einen Augenblick von dem Kampfe abgelenkt.

„Bravo, Mola!“ tönte es von allen Seiten. „Beim heiligen Jago, sie ist die echte Tochter ihres Vaters.“

Mola ließ ihre glänzenden blauen Augen rasch im Kreise herumschweifen, dann nickte sie

stolz und gnädig mit dem Kopfe, und schien den Beifall der Menge als einen ihr gebührenden Tribut gleichgültig aufzunehmen. Sie war ein tolles, unartiges, verzogenes, reizendes Kind.

Bald jedoch wurde die allgemeine Aufmerksamkeit durch den jetzt ernsthafter werdenden Kampf wieder von ihr abgelenkt. Der Stier hatte drei Pferde getödtet und einen Picador verwundet. Die Banderilleros hatten ihm eine erkleckliche Anzahl Wurfpfeile in den Nacken gehackt, und jetzt trat der Chiclanero mit Degen und Muleta in die Bahn.

Der Stier wollte nicht angreifen, sondern erwartete, wie es der erfahrene Lontes vorhergesagt hatte, festen Fußes seinen Gegner. Endlich nahe bei der Stelle, wo Mola saß, beschloß dieser Letztere ein Ende zu machen und sich auf das Thier zu stürzen. Aber in dem Augenblicke, in welchem der Matador den Stoß führte, machte der Stier eine Seitenbewegung, so daß der Degen des Chiclanero nur seinen Hals streifte, während sein Horn den Gegner leicht

am Arme verwundete und in einiger Entfernung in den Sand schleuderte.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte. Juan schien verloren; denn die Chulos, die bei der bekannten Geschicklichkeit des Chiclanero eine solche Wendung nicht erwarten konnten, hatten sich zu weit von der Stelle der Entscheidung entfernt.

Da, in diesem Momente der höchsten Gefahr, sprang Mola, zu deren Füßen der Chiclanero gerade gefallen war, von der Schranke herunter, raffte mit Blitzesschnelligkeit das rothe Tuch auf und hielt es etwas seitwärts von dem Gefallenen, dem Stiere, der eben zum neuen Sprunge ansetzte, entgegen.

Eine athemlose Stille herrschte in dem Circus.

Das Thier ließ sich verleiten und stürzte auf das ihm verhaßte rothe Tuch los. Mola wich aber geschickt aus, sprang ein Paar Schritte zurück und schwang dann von Neuem die Muleta.

Unterdessen waren die Chulos und Banderilleros herbeigeeilt, der nur leicht verwundete

Chiclanero war wieder aufgestanden und hatte seinen Degen aufgerafft, und Mola schwang sich lachend wieder auf die Barriere.

„Viva Mola Lontes! Viva Mola Lontes!“ ertönte es jetzt tausendstimmig.

Der Chiclanero hatte sich jetzt an seinem Feinde zu rächen und schritt blos mit dem Degen, ohne Muleta dem Stiere mit erhabener Kühnheit entgegen. Er war ganz blaß vor Zorn, und ergrimmter als die wilde Bestie.

Regungslos auf die eiserne Kniekehle gestützt, ließ er den Stier in seinen Degen rennen, und als derselbe lautlos zusammengebrochen war, hob er Mola von der Schranke und küßte sie als seine Retterin vor dem ganzen Publicum, welches wie rasend applaudirte.

Das weitere Gefecht bot kein besonderes Interesse dar. Mola Lontes aber war in Madrid die Heldin des Tages.

Zweites Kapitel.

Ein Dolchstoß und seine Folgen.

Was ist bei uns ein Mädchen von dreizehn Jahren? Ein Kind, welches mit seiner Puppe spielt, und in der Schule seine Lektion hersagt. In den südlichen Ländern, wo die heißere Sonne, eben so wie sie Bäume und Blumen üppiger und schneller emporschießen läßt, auch die Menschen früher reift, ist ein Mädchen von dreizehn Jahren eine vollkommene Jungfrau — bisweilen auch keine mehr. Unsere Frauen mögen jedoch ihre Schwestern aus dem Süden um diesen Vorzug der Frühreife nicht beneiden; denn er ist ein sehr zweifelhaftes Geschenk der Götter.

Während die Frauen des Nordens ihre Schönheit oft bis tief in den Spätherbst ihres Lebens hinein conserviren, verlieren die Südländerinnen dieselbe mit ihrem Frühlinge. Allerdings giebt es auch hier, wie überall, Ausnahmen, und wir selbst werden im Laufe unserer Erzählung Gelegenheit haben, eine solche kennen zu lernen.

Nichts war wohl natürlicher, als daß sich nach dem im vorigen Kapitel erzähltem Auftritte die Verhälnisse zwischen dem Chiclanero und seiner Retterin Mola inniger gestalteten. Der Erstere fand es jetzt erst der Mühe werth, das Kind seines Oheims genauer zu betrachten, und siehe! er fand, daß das Mädchen die herrlichsten geistvollsten blauen Augen, die reichsten blauschwarzen Haare, den zierlichsten, dabei aber doch vollen Körperbau, und die kleinsten Füßchen von der Welt besaß. Erstaunt darüber, daß er so viele ungewöhnliche Vorzüge bis jetzt ganz übersehen hatte, beschloß er, seiner niedlichen und heldenmüthigen Cousine von nun an mit Eifer den Hof zu machen; ein Vorsatz, in welchem ihn vielleicht noch ein Gedanke an das

große Vermögen, welches sich Lontes, wie man behauptete, trotz seiner nichts weniger als sparsamen Lebensweise schon zurückgelegt hatte, bestärkte.

„Lontes,“ sagte er eines Tages zu seinem Oheim, „Eure Tochter hat mir das Leben gerettet, doch das ist am Ende das Wenigste! Schon mancher Chulo oder Banderillero hat mir durch sein Herbeispringen mit der Cappa denselben Dienst erwiesen, obgleich ich, merkt es wohl, durch diese Bemerkung die muthige That Eurer Tochter nicht heruntersetzen, und etwa der Dankbarkeit aus dem Wege gehen will. Gott bewahre; ich wollte damit nur gesagt haben, daß ich mich nicht allein deshalb, weil sie mir das Leben gerettet hat, in Eure Mola verliebt habe; denn sonst hätte ich mich, wie gesagt, schon in manchen Chulo und Banderillero verlieben müssen.“

Franzisco Lontes hörte ruhig lächelnd zu.

„Wenn Du kein Taugenichts wärest, Juan, so ließe sich über die Sache weiter sprechen,“ sagte er endlich, „aber alle leichtsinnigen Weiber von Madrid wissen von Juan el Chiclanero zu erzählen. Sonst hätte ich nichts dagegen, wenn

meine Mola einen tüchtigen Matador, wie Du einer bist, heirathete."

„Bei Gott und der heiligen Jungfrau," betheuerte Juan, „ich stelle den Frauen nicht nach, es mag eitel klingen, wenn ich selbst es sage; aber es ist deshalb nicht weniger wahr, sie drängen sich an mich, sie schicken mir Bestellungen in meine Wohnung, und warum sollte ich denn bis jetzt, wo ich keine Verpflichtung gegen irgend Jemanden hatte, nicht das, was mir mein gutes Glück an Gunstbezeugungen zu Theil werden ließ, dankbar annehmen? Wenn Eure Mola mich liebt und Ihr nichts gegen unser Verhältniß einzuwenden habt, dann freilich muß das anders werden, dann sollen alle die schönen Damen von Madrid ihre feurigsten Blicke und Händedrücke, ihre deutlichsten Winke an mich verschwenden."

„Nun wohl" sagte Lontes nach einer Weile, „so sieh zu, wie weit Du mit dem Mädchen kommen kannst; mir soll es lieb sein, Dich Sohn zu nennen. Die Dispensation will ich Euch schon verschaffen. Aber ich will es Dir um

Deiner selbst willen gerathen haben, daß Du Deinen Vorsätzen und meiner Mola treu bleibst, denn sie ist eine Andalusierin, und führt immer einen kleinen Dolch bei sich."

Ist es nicht seltsam, fast eine Ironie des Schicksals, daß die Liebeslaufbahn eines Weibes, welches zu den ungewöhnlichsten pikantesten Abenteuern bestimmt war, auf eine so philiströs-regelmäßige Weise begann? Ein spanischer Stierkämpfer spricht erst mit seinem zukünftigen Schwiegervater in spe, bevor er seine Serenaden vor dem Fenster bringt. Gerade so würde es ein deutscher Candidat der Theologie gemacht haben. Nur das Eine möchte ich wissen, ob der tapfere Chiclanero zu dieser seiner feierlichen Werbung einen schwarzen Frack und eine weiße Halsbinde angezogen hat. O Romantik, Romantik, was ist aus Dir geworden, selbst in Spanien, dem klassischen Lande der Romantik und der Maulesel?

In der nächsten Nacht brachte Juan seiner Mola ein Ständchen. Das gute Kind schien jedoch gar keinen Begriff von der Bedeutung zu

haben, welche ein erstes Ständchen in dem Leben eines jungen spanischen Mädchens und eines alten deutschen Professors beansprucht.

Nachdem der Chiclanero ein paar Accorde auf seiner Guitarre gegriffen hatte, öffnete sich das Fenster von Molas Schlafzimmer, und ihr bleiches Gesicht beugte sich, seltsam vom Mondscheine beleuchtet, aus demselben heraus.

„Was machst Du da unten für Unsinn," sagte sie, als sie ihren Cousin erkannt hatte.

Dieser hatte jedoch keine Zeit, zu antworten, denn ein Alguazil war an ihn herangetreten und hatte ihm das Singen und Guitarrespielen verboten. Daraus entspann sich zuerst ein Wortwechsel, und dann ein Faustkampf, in welchem der kräftige Toreador natürlich Sieger blieb. Nachdem der Alguazil blutend und schreiend entwischt war, sang Juan mit kräftiger wohlklingender Stimme, in dem er seinen Gesang mit einzelnen abgerissenen Accorden begleitete:

Madrid! Du Licht von Spaniens Thalen
In deinen tausend Feldern stralen
Viel tausend Augen schwarz und blau;

Du weiße Stadt der Serenaden,
Viel tausend kleine Füßchen baden
Sich Nachts in Deines Prados Thau.

Madrid, und kämpfen deine Stiere,
Dann lassen tausend Händchen ihre
Buntfarbgen seidnen Tücher wehn
Und in den sternerhellten, lauen
Lenznächten sieht man deine Frauen
Auf deinen blauen Treppen stehn.

Madrid, Madrid, laß sie sich sehnen,
Ich spotte deiner stolzen Schönen,
Die muthig tummeln Maul und Pferd;
Denn unter Allen weiß ich Eine,
Laß Braun' und Blonde kommen, keine
Ist ihrer Fingerspitze werth.

Hier unterbrach Mola den Sänger vom Fenster aus, indem sie herunterrief:

„So laß doch das langweilige Singen, und komm lieber ein wenig zu mir herauf. Ich bin noch gar nicht schläfrig, und wir können noch ein Stündchen mit einander plaudern. Warte einen Augenblick; ich will Dir sogleich die Thüre aufmachen."

Der Chiclanero war Anfangs ganz erstarrt über diese unverhoffte, fast allzu naive Einladung; aber er hatte nicht lange Zeit, sich zu

besinnen. Am anderen Ende der Straße sah er zehn bis zwölf wohlbewaffnete Alguazils gegen sich anrücken, mit denen ein Kampf trotz aller seiner Stärke und Gewandtheit doch jedenfalls zu seinem Nachtheile hätte ausfallen müssen und vor denen zu fliehen, ihm seine Ehre verbot. So zog er es denn vor, diese Nacht in den weichen Armen der Liebe, statt auf der harten Pritsche des Wachthauses zu ruhen.

Jetzt öffnete Mola die Thüre und zog ihn am Arme rasch durch einen dunklen Gang und über eine nur spärlich von der ewigen Lampe vor dem Madonnenbildniß beleuchteten Treppe in ihr Schlafzimmer, während der früher von Juan durchgeprügelte Häscher mit seinen Genossen vergebens vor der schnell wieder verschlossenen Thüre tobte und fluchte.

Hier offenbart sich denn doch wieder ein Unterschied zwischen Spanien und Deutschland, der entschieden zu Gunsten des ersteren ins Gewicht fällt. Wenn deutsche Studenten in der Begeisterung, welche das Bier verleiht, einen Nachtwächter durchgeholzt haben, so müssen sie

entweder Fersengeld geben, oder auf dem Polizeiwachthause übernachten, denn keine schwarzäugige Donna zieht sie durch einen dunklen Gang und über eine Treppe, auf welcher das ewige Lämpchen vor dem Madonnenbildniß brennt, in ihre Schlafkammer hinauf.

Mola's Zimmer war klein, aber ungemein reich und zierlich eingerichtet. Der Mondenschein, der weich und voll durch das offenstehende Fenster hereinströmte, machte jede künstliche Beleuchtung überflüssig.

Auf einem kleinen Tischchen stand ein Körbchen mit prächtigen frischen Früchten, und daneben eine Flasche mit dem herrlichsten topasfarbenen Weine.

Der Chiclanero warf sich, als er oben angekommen war, bequem in das Sopha, und Mola sank auf einen Stuhl, und konnte sich gar nicht fassen vor Lachen über das Toben und Fluchen der Alguazils unter ihrem Fenster.

„Du stellst saubere Geschichten an, Juan," sagte sie endlich, noch immer von einem beinahe krampfhaften Lachen unterbrochen; wirklich vortreff-

liche Geschichten. Morgen wird die ganze Nachbarschaft über diesen nächtlichen Skandal die Köpfe zusammenstecken, und der gute Ruf eines armen Mädchens" — hier lachte sie noch lauter und toller, als zuvor — „ist auf immer vernichtet."

Statt aller Antwort schlürfte der Chiclanero ein Glas Wein hinunter, und brannte sich dann behaglich seine Cigarre an.

„Und wenn ich Dir nun nicht aufgemacht hätte, Juan," fuhr Mola fort, „was wäre daraus geworden? Du hättest heute Nacht sicher auf der Wache schlafen müssen."

Juan war aufgestanden, hatte das reizende Mädchen umfaßt und zu sich auf das Sopha gezogen.

„Du bist immer meine Retterin," sagte er zärtlich, „vor den Hörnern des Stieres ebensowohl, als vor den Spießen der Alguazils." Und dabei küßte er sie auf die brennendrothen, feingeschnittenen Lippen.

„Sprich doch nicht immer von der lächerlichen Geschichte mit dem Stiere, über welche das dumme Volk so viel Aufhebens macht,"

sagte Mola stolz. „Was habe ich denn weiter gethan, was nicht der feigste Chulo, wenn er gerade in der Nähe gewesen wäre, eben so gut hätte thun können? Ja! wenn ich nur ein Mann wäre, da würde ich ganz andere Dinge thun.“

„Nun, und zum Beispiel?“ fragte Juan.

„Ich würde selbst Stiere tödten, wie Du und mein Vater,“ erwiderte sie rasch.

In diesem zierlichen, fast kindlich schönen Körper lebte und webte ein wilder, trotziger, entschlossener Geist.

„Laß uns davon abbrechen,“ sagte der Chiclanero. „Wir wollen lieber von unserer Liebe sprechen.“

„Von unserer Liebe?“ fragte Mola erstaunt. „Habe ich Dir denn schon gesagt, daß ich Dich liebe?“

„Nun, bei allen Heiligen,“ entgegnete der Matador; „ich mußte doch wohl glauben, daß Du mir gut seist. Würdest Du mich denn sonst in so später Nachtstunde allein in Deinem Schlafzimmer empfangen?“

„Du bist sehr eitel, Juan,“ sagte das Mädchen schnippisch, und schien sich an der Verlegenheit ihres verblüfften Liebhabers, der schon vollkommen gesiegt zu haben glaubte, zu weiden. „Du gingst unten vorbei, machtest Lärm und Skandal, und ich wollte nicht, daß Du den Alguazils in die Hände fallest. Ueberdieß bist Du mein Vetter, und da sehe ich denn nicht weiter ein, was es Besonderes sein soll, wenn ich ein Stündchen mit Dir plaudere.“

Der Chiclanero sah ein, daß ihn das Mädchen nur zum Besten haben wolle, er nahm daher eine sehr ernste Miene an, und sagte feierlich:

„Mola, laß jetzt für einen Augenblick die Possen. Ich liebe Dich und habe schon mit Deinem Vater deßhalb gesprochen. Er hat Nichts dagegen einzuwenden, mich seinen Sohn zu nennen, und wenn Du mich anders leiden magst, so sollst Du mein Weib werden.“

Mola sah ihren Vetter mit einem langen prüfenden Blicke, den derselbe auch nicht zu scheuen hatte, an. Juan war ein schöner, schlanker, kräftiger Bursche; und seine ritterliche Kühn-

heit und Gewandtheit hatten Mola schon längst für ihn eingenommen. Dazu kam noch seit jenem geschilderten Stiergefecht das besondere Interesse, welches man immer an Personen nimmt, um derentwillen man Opfer gebracht oder Gefahren bestanden hat. Nach einiger Zeit schlug sie daher ihre großen forschenden Augen etwas nieder und sagte:

„Du bist eigentlich ein nichtsnutziger Schlingel, Juan, der sich mit Alguazils herumbalgt und mit Schauspielerinnen liebelt, aber Du gefällst mir, und so sei es. Aber das merke Dir, Juan, wenn ich liebe, so bin ich auch eifersüchtig, und wenn ich meine Eifersucht begründet finde, — furchtbar."

Sie sprach die letzten Worte mit einem so energischen, fast wilden Ausdrucke der Wahrheit, daß der Matador einen Augenblick wie erschreckt, zurückfuhr. Bald aber faßte er sich wieder und umschlang seine Geliebte heißer und heißer. Anfangs erwiderte sie seine flammenden Küsse ziemlich zurückhaltend; bald begann aber auch in ihren Adern das andalusische Blut zu

kochen und zu schäumen. Die Nacht, die Einsamkeit, der Wein, — sie hatte auch ein paar Becher davon getrunken, — die süßberauschenden Düfte, die aus den nahen Gärten über die Straße her in das Zimmer drangen — und jetzt legte sich noch überdies eine dunkle Wolke gleich einem dichten Vorhange über den Mond, und verfinsterte das Zimmer. Das war ein schlecht gewählter Augenblick von dieser Wolke. —

Als Juan gegen Morgen seine Braut verließ, nahm er eine ihrer Busenschleifen und sehr viele gute Vorsätze mit. Aber Träume sind Schäume und gute Vorsätze sind in vielen Fällen auch nicht mehr. Die lebhafte hübsche französische Schauspielerin, Mademoiselle Virginie, brachte die guten Vorsätze des tapferen Chiclanero bald genug zum Wanken, und die arme Mola harrte manchen Abend vergebens auf ihren Bräutigam, den sie wirklich trotz ihres übermüthigen leichtfertigen Wesens sehr liebte.

Juan hielt indessen sein neues Verhältniß mit der Theaterprinzessin äußerst geheim, denn er dachte nicht im Entferntesten daran, eines

flüchtigen Abenteuers willen seinen Heirathsplan aufzugeben. Abgesehen von dem Vermögen des alten Lontes, mußte er dessen Rache fürchten, wenn sich das Verhältniß mit der schönen Mola, die er übrigens auch ganz gut leiden mochte, durch seine Schuld zerschlug.

Mola's Treue war übrigens auch keinen geringen Anfechtungen ausgesetzt, die sie jedoch besser bestand. Als sie einst in die Messe ging, drückte ihr eine alte Frau ein Papier in die Hand und verschwand dann sogleich im Gedränge.

Mola nahm ihren Platz in der Kirche ein, legte das Papier in ihr großes Gesangbuch, und las mit großer Andacht einen an Sie gerichteten Liebesbrief, der auf sehr zierlich, unverändertes, wohlriechendes Papier geschrieben war, und in welchem sie ein junger Attaché der französischen Gesandtschaft bei Himmel und Erde beschwor, sich am nächsten Tage in der Dämmerung in einem näher bezeichneten, meistens ziemlich menschenleeren Platze des Prados einzufinden.

Weibliche Neugierde ließ Mola einen Augen-

blick schwanken, ob sie das erbetene Rendezvous gewähren solle oder nicht; aber ihre bessere Natur siegte, und sie nahm sich vor, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit ihrem Juan treu zu bleiben.

Ein paar Tage nach diesem Vorfalle stand Mola an ihrem Fenster, und schaute zerstreut und gedankenvoll auf die Straße hinab. Da ertönte mit Einemmale lauter Hufschlag, und auf einem prächtigen Pferde sprengte ein schöner elegant gekleideter junger Mann heran.

Wie er Mola am Fenster erblickte, grüßte er sehr tief und ehrfurchtsvoll und warf einen so schmachtenden und zugleich vorwurfsvollen Blick zu ihr hinauf, daß sie nicht einen Moment daran zweifeln konnte, daß dieser schöne Reiter und der Schreiber jenes Liebesbriefes ein und dieselbe Person sei.

Juan war schon mehrere Tage nicht dagewesen.

Mola dachte den ganzen Tag über an den hübschen Reiter und war am nächsten Abende wieder am Fenster. Der junge Franzose fehlte eben so wenig, und glaubte diesmal schon ein

leichtes Kopfnicken als Erwiderung seines Grußes zu bemerken.

So ging das einige Tage fort, bis endlich ein Zufall die Bewerbungen des kühnen Fremden auffallend begünstigte.

Die Schauspielerin Virginie saß eines Tages in ihrem Boudoir, das mit echt französischer Eleganz und Coquetterie eingerichtet war, als ihr der junge Gesandtschaftsattaché Eugen, so hieß Mola's neuer Anbeter, gemeldet wurde.

„Willkommen, lieber Eugen," rief das Mädchen dem Eintretenden entgegen. „Nun, wie geht's, mein angehender Gesandter? Hat unser schönes Frankreich wieder einen neuen diplomatischen Sieg über dieses barbarische Spanien erfochten?"

„Frankreich bedarf nicht der Diplomaten, um Siege zu erfechten," entgegnete Eugen galant. „Die schönen Augen seiner Töchter erobern ihm in allen Himmelsgegenden ganze Länder."

„Nun, was wenigstens die meinigen betrifft," scherzte Virginie, „so thun sie ihr Möglichstes, um Ihren galanten Ausspruch nicht Lügen zu

strafen. Können Sie sich denken, lieber Eugen, daß jetzt einer der ersten Matadors Madrid, ein blutiger Held der Arena, als zärtlicher Seladon zu meinen Füßen girrt."

„Wirklich?" sagte Eugen aufmerksam werdend. „Darf man den Namen des glücklichen Unglücklichen wissen?"

„Es ist ein Chiclanero," sagte die Schauspielerin, „und was das Interessanteste an der Sache ist, ich habe ihn einer kleinen Spanierin, die noch dazu seine Lebensretterin und die Tochter seines großen Lehrers Lontes ist, abspenstig gemacht."

Eugen hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Ein Plan schien offenbar in seinem Geiste Wurzel zu fassen.

„Aber liebenswürdige Repräsentantin Frankreichs," sagte er nach einer Weile, „haben Sie denn auch Beweise, daß der stiertödtende Seladon nicht ein falsches Spiel spielt? Doch Verzeihung, diese Frage ist eine Majestätsbeleidigung gegen Ihre Schönheit und Geschicklichkeit."

„Ich will Ihnen verzeihen, und Ihnen aus

übergroßer Gnade sogar die Beweise, die Sie verlangen, geben. Sehen Sie diese Busenschleife hier. Noch vor vierzehn Tagen hat die kleine Mola sie getragen. Zweifler, verlangen Sie mehr?"

„Gewiß nicht, selbst der ungläubige Thomas müßte durch diese Siegestrophäe über eine überwundene Nebenbuhlerin beschämt werden. Um so mehr schmerzt es mich aber, ihren ferneren Triumphen nicht beiwohnen zu können. Ich komme, um Abschied zu nehmen. Gestern erhielt ich ein Schreiben, welches mich nach Paris zurückruft, und übermorgen reise ich ab. Wenn Sie Aufträge nach Paris haben, so soll es mich glücklich machen, Ihnen dienen zu können."

Eugen nahm wirklich ein halbes Dutzend Aufträge in Empfang, und beschleunigte dann, auffallend zerstreut und geistig beschäftigt, seinen Abschied.

Am nächsten Morgen erhielt Mola folgendes Billet:

Theuerste Mola!

„Während Sie Ihren wahren, treuen Freund verschmähen, betrügt Sie der unwürdige Juan.

Eine Ihnen gehörende Busenschleife befindet sich gegenwärtig in dem Besitze der leichtsinnigen Schauspielerin Virginie. Vielleicht hat diese Nachricht eine für meine heißesten Wünsche günstigere Wirkung. Ich muß morgen Abend abreisen, so tödtlich mir auch der Schmerz der Trennung von Ihnen sein wird. Folgen Sie mir nach Paris und vergessen Sie einen Elenden. Alles, was die schöne Hauptstadt Frankreichs und meine erfinderische Liebe an Freuden und Genüssen aussinnen können, soll dann im reichsten Kranze ihr junges, schönes Leben umgeben. Morgen Abends um acht Uhr wird eine Sänfte zehn Schritte von Ihrer Wohnung entfernt halten. Wollen Sie mir folgen, so setzen Sie sich in dieselbe. Im entgegengesetzten Falle klagen Sie Ihre Grausamkeit an, wenn Sie von meinem frühen Tode hören. Bis dahin bleibe ich Ihr

treuer Freund

Eugen."

Mola war vor Zorn und Wuth außer sich, als sie diesen Brief gelesen hatte.

Am nächsten Abende hatte sie ihre werthvollsten und unentbehrlichsten Sachen zusammengepackt, und machte sich dann, so wie die Dämmerung einbrach, auf den Weg nach der Wohnung ihres treulosen Bräutigams.

Juan war erstaunt und bestürzt, als er Mola in sein Zimmer treten sah. Sein böses Gewissen ließ ihn sogleich Unheil ahnen.

Das Mädchen trat ernst und drohend vor dem Chiclanero hin, und sagte gebieterisch: „Juan, zeige mir die Schleife, die ich Dir geschenkt habe.“

Der Matador war augenscheinlich beschämt und verwirrt durch diese Anrede; doch faßte er sich bald ein wenig und fing an mit großem erheucheltem Eifer unter seinen Habseligkeiten nach dem Verlangten zu suchen.

Das Mädchen blieb ruhig, in ihre Mantilla gehüllt, vor ihm stehen.

Nachdem Juan lange und natürlich vergeblich gesucht hatte, sagte er mit unsicherer Stimme:

„Verzeihe mir Mola, ich muß Deine Schleife verloren haben.“

„Du schwurst mir, sie ewig an Deinem Herzen zu tragen, Elender,“ entgegnete Mola mit erhabenem Zorne. „Ich will Dir sagen, wo meine Schleife ist. Die Schauspielerin Virginie, um derentwillen Du mich verhöhnt, verlassen und geopfert hast, besitzt sie und prahlt damit.“

Bei diesen Worten hatte sich das Mädchen mit zornfunkelnden Augen auf den vor Erstaunen und Schrecken regungslosen Chiclanero gestürzt, ein kleiner Dolch blitzte mit Einem Male in ihrer Hand und in demselben Augenblicke sank Juan blutend zusammen.

Mola würdigte den am Boden liegenden keines Blickes mehr, sondern schritt ruhig und stolz, wie eine Königin, aus dem Zimmer.

Als sie wieder nach Hause gekommen war, war es bereits ganz dunkel geworden. Sie raffte eilig ihre wenigen, schon bereit liegenden Habseligkeiten auf, und trat hinaus auf die Gasse, nachdem sie über ihre leichte Mantilla noch einen wärmeren Reisemantel geworfen hatte.

Wie es ihr in dem Briefe des Gesandtschafts-attachés angezeigt worden war, stand zehn Schritte von ihrem Hause entfernt eine Sänfte. Mola stieg in dieselbe, denn es blieb ihr jetzt keine Wahl mehr, da sie den Chiclanero tödtlich verwundet zu haben glaubte, und, um der Strafe zu entgehen, aus Spanien entfliehen mußte.

Diese rücksichtslose Hingabe an einen Mann, den sie nur ein paar Mal gesehen und nie in ihrem Leben gesprochen hatte, war der erste folgenreiche Schritt einer neuen Laufbahn, auf welcher wir ein Geschöpf zu begleiten haben werden, welches mit den edelsten körperlichen und geistigen Anlagen ausgestattet, dieselben fast stets zur Befriedigung ihrer Launen mißbrauchte. Wir wollen Verirrungen, wie die, welche wir werden schildern müssen, durchaus nicht entschuldigen, sondern nur darauf hinweisen, daß auch hier, wie gewöhnlich, ein Mann die erste Schuld an dem verfehlten und befleckten Dasein eines Weibes trägt.

Drittes Kapitel.

Mola als Ratte.

Mola's glücklicher Leichtsinn, die mannigfachen Reiseeindrücke und die liebenswürdige Laune ihres Entführers halfen derselben bald über die nachdenkliche Stimmung hinweg, welche sich ihrer Anfangs denn doch bemächtigen wollte. Besonders war es der Gedanke an den Schmerz, welchen ihre Entfernung ohne Abschied ihrem Vater, der sie leidenschaftlich liebte, verursachen mußte, welcher zuweilen einen trüben Schatten über ihr von Jugend und Schönheit strahlendes Gesicht warf.

Alle diese Erinnerungen an ihr vergangenes Leben verschwanden jedoch vor dem großartigen

Eindrucke, welchen das wunderbare Paris auf sie machte, mit Einem Male in den Lethestrom des Vergessens.

Freilich bestand der Kranz, mit dem die schöne Hauptstadt Frankreichs und die erfinderische Liebe Eugens ihr Leben umgeben sollte, in nichts mehr als einer bescheidenen Grisettenwohnung in einem Hotel garni in dem Quartier latin und zweihundert Franken monatlich, einigen Bouquets und einigen Paaren von Handschuhen ausgenommen.

Eugen war sehr liebenswürdig und genußsüchtig, aber durchaus nicht in eben dem Verhältnisse reich; ja seine Abreise von Madrid war so eilig gewesen, daß er ganz und gar vergessen hatte, eine Kleinigkeit von dreißigtausend Franken zu bezahlen, die er noch schuldig war.

Mola kam bald dahinter, was sie von den schönen Redensarten jenes Briefes zu halten habe; aber sie kümmerte sich nicht darum. Bei Tage lachte und scherzte sie mit ihrem Stubennachbar, einem jungen, lebhaften Studenten der Medicin, und Abends ging sie mit Eugen in

irgend ein Boulevardtheater. Sie war ganz eine glückliche, sorglose Pariser Grisette geworden.

Indessen, so wie Alles in dieser Welt ein Ende erreicht, so auch Eugens Beständigkeit. Seine finanziellen Verhältnisse wurden immer zerrütteter und spanischer, und er mußte endlich allen Ernstes daran denken, dieselben durch eine Heirath mit irgend einer reichen und adelsüchtigen Epicierstochter wieder in's Gleichgewicht zu bringen.

Dazu war vor Allem nöthig, wenigstens für eine Zeit lang, den soliden, gesetzten Mann zu spielen, und so gab er denn eines Tages seiner lieben Mola, statt der zweihundert Franken, auf welche sie gerade wartete, den Abschied und den guten Rath, sich bei dem Corps de Ballet der großen Oper engagiren zu lassen. Beides kostete ihm eben so wenig, als das noch überdies gegebene Versprechen, sich bei dem Director der großen Oper, Herrn Leon Pillet, für sie verwenden zu wollen.

Mola grämte sich um diesen neuen Treubruch sehr wenig, und dachte auch nicht im

Entferntesten daran, ihn wieder mit einem Dolchstoße zu rächen. Eugen war ihr eigentlich nie mehr als gleichgiltig gewesen und sie hatte ihn nur als Mittel benutzt, um aus Spanien zu entfliehen.

Nun galt es aber für den Augenblick Rath zu schaffen, denn in Paris allein, fremd und ohne Geld zu sein, ist eine der schrecklichsten Lagen im menschlichen Leben; freilich noch weit schrecklicher für einen deutschen Poeten, als für ein junges, spanisches Mädchen, die immer weit eher Freunde findet, die ihr, freilich auch nicht auf die uneigennützigste Art und Weise, aus der Noth helfen.

Der Rath, den ihr Eugen zu guter Letzt noch gegeben hatte, war wirklich gar nicht zu verachten. Mola verstand, wie fast alle andalusischen Mädchen, den Fandango, den Bolero, die Gitana und den Eiertanz vortrefflich zu tanzen; sie besaß eine herrliche Gestalt, feurige, blaue Augen; was fehlte ihr also, um als Tänzerin Glück zu machen? Ob sie ihre heißen Nationaltänze auf dem grünen Boden der andalusischen

Thalebenen oder auf den Brettern der großen Oper zu Paris tanzte, das blieb sich für sie so ziemlich gleich, nur mit dem Unterschiede, daß sie in Paris eine viel größere und glänzendere Zuschauerschaft hatte und für ihre Pas noch dazu bezahlt wurde.

Außerdem bot diese Stellung noch einen sehr wesentlichen Vortheil dar. Die Tänzerinnen der großen Oper waren gerade mehr als je Mode in Paris, und da das Schicksal unsere Mola einmal zur irrenden Liebesabenteurerin bestimmt hatte, so war diese Stelle allerdings für ihre zukünftigen Aussichten und Pläne die günstigste von der Welt.

Lieber Leser nimmst Du wohl zuweilen den geistvollen französischen Charivari in die Hand? Wenn das der Fall ist, so wirst Du gewiß jene reizenden Bilder des genialen Gavarni gesehen haben, welche unter dem Titel: l'opera du dixneuvième siècle eine fortlaufende Reihe der interessantesten Mädchengestalten darstellen. Das ist Geist, Feuer und Leben, welches aus diesen Gesichtern und üppig und zierlich zugleich ge-

bauten Leibern spricht. Das ist die wahrhafte, wirkliche Poesie des Fleisches.

Und weißt Du wohl auch, wie man eine solche herrliche Tänzerin, welcher der Maler gewöhnlich einen plumpen, reich- und dickgewordenen Börsenspeculanten als Gegensatz zur Seite stellt, in der pariser Kunstsprache nennt? Gewiß, wenn Du es nicht schon weißt, so ahnst Du es auch nicht. Man bezeichnet diese schönen Mädchen mit dem Namen des häßlichsten ekelerregendsten Thieres, man nennt sie — denke Dir — man nennt sie Ratten.

Die Geschichte schweigt darüber, ob der treulose Eugen sein Versprechen gehalten und seine ehemalige Geliebte wirklich dem Director der großen Oper empfohlen hat, oder ob Mola ihre Aufnahme in das besonders durch hohe Moralität ausgezeichnete Corps de ballet der großen Oper blos ihren persönlichen Eigenschaften zu verdanken hatte, genug, nachdem sie, wenn auch mit schwerem Herzen ihren hochfahrenden Plänen sogleich als Solotänzerin aufzutreten; wenigstens für den Augenblick hatte Lebewohl

sagen müssen, finden wir sie in fleischfarbenen Tricots und kurzem mit Goldflittern besetztem Röckchen hinter den Coulissen, umschwärmt von der jeunesse dorée Frankreichs und der papierenem Alter der Börsenspeculanten.

Man muß es gesehen haben, um sich vom Leben und Treiben einen Begriff zu machen, welches hinter den Coulissen der bedeutenderen Pariser Theater herrscht. Wer nur immer auf das Recht, die Bühne zu besuchen, aus was immer für einem Grunde Anspruch zu haben glaubt, macht sich dasselbe im vollsten Umfange zu Nutze. Man trifft da Deputirte und Pairs von Frankreich, Offiziere und Börsenspeculanten, Journalisten und Dramatiker; ja vielleicht sogar bisweilen einen der jüngeren königlichen Prinzen an.

Dort plaudert der dicke Jules Janin mit einer hübschen Ratte, während der berühmte Alexander Dumas, Marquis de la Pailleterie, ihrer Freundin eine Anstellung bei seinem Theatre Historique verspricht. Dieser Herr, dort mit der schweren goldenen Kette über der Sammetweste, ist ein glücklicher Parvenu, der beständig auf

die Basse speculirt hat, und dadurch in die Höhe gekommen, während jener einfach, aber elegant gekleidete junge Mann hier mit dem edelgeformten, aber bleichen und abgespannten Gesichte einer der ältesten und edelsten Namen Frankreichs trägt. Das Vergnügen trägt fast eine eben so nivellirende Macht in sich, als die Gewinnsucht, oder — der Tod.

Welch ein ungeheures Feld für ein Geschöpf von Mola's Schönheit und Talent. Wie man von Napoleons Soldaten sagte, daß sie Alle den Marschallsstab in ihren Tornistern trügen, so kann man auch von den Ratten sagen, daß sie in ihren Engagementscontracten, die auf hundert bis hundertzwanzig Franken monatlich lauten, zugleich die Anweisung auf prächtige Equipagen, fürstlich meublirte Wohnungen, volle Börsen, echte Cashemir-Shwals und mit Austern und Champagner besetzte Tafeln besitzen. Freilich müßten die Schätze erst gehoben, und bei den Tänzerinnen ist es umgekehrt, wie bei den Soldaten. Bei ihnen siegt nicht entschlossenes Vordringen, sondern zögerndes Zurückhalten.

Mola war durch ihre unglücklichen Abenteuer klug und gewitzigt geworden, für ihre zarte Jugend nur zu klug und gewitzigt. Von den zahllosen Anträgen, mit denen sie, da ihre Schönheit und die heiße sinnliche Glut, die sie in ihren Tanz zu legen wußte, bald Aufsehen erregte, bestürmt wurde, nahm sie den des Herrn d'Enonville, eines sehr reichen Wechselagenten, an, der jedoch weder Jugend noch Schönheit unter seine Vorzüge zu rechnen Grund hatte.

Unsere schöne Spanierin war von ihren beiden jungen Liebhabern betrogen und verlassen worden, und so versuchte sie es denn ein Mal mit dem Alter. Und siehe da! der Versuch glückte.

D'Enonville war bald genug der Sklave ihrer excentrischsten Launen geworden. Zwar hatte sie keinen Funken von Zuneigung zu ihm; ja, der graue Thor, der mit aller Gewalt den jungen liebenswürdigen Roué der Regentschaft spielen wollte, war ihr geradezu lächerlich und widerwärtig; aber darum war sie nur um so mehr dazu geeignet, ihn zu beherrschen und zu betrügen.

Bald hatte Mola eine fürstlich eingerichtete Wohnung, zwei Kammermädchen, eine herrliche Equipage, sechzig Louisd'or monatliches Nadelgeld und eine dieser Stellung entsprechende Schuldenmasse.

„D'Enonville," sagte sie eines Tages, als ihr Liebhaber neben ihr auf dem Sopha saß und ihr fade abgebrauchte Schmeicheleien sagte, „d'Enonville, Sie sind unausstehlich langweilig, und ich hätte große Lust, Sie Ihren Geldsäcken zu überlassen, und zu meinem ehemaligen Stubennachbar, dem Studenten der Medicin, zu ziehen, der mich gestern, als ich mit Ihnen in den Wagen stieg, so freundlich grüßte."

„Aber, um Gottes Willen, Mola, mein Engel, was fällt Dir ein," erwiderte der bestürzte Wechselagent. „Weißt Du denn nicht, daß Du mich tödtest, wenn Du mich verläßt, daß ich ohne Dich nicht leben kann?"

„Das ist Alles recht schön und gut," sprach Mola, „aber ich sterbe bei Ihnen vor langer Weile. Und dabei nahm sie ihre Papiercigarre aus dem Munde und gähnte — zum Küssen.

„Aber, mein Gott," ereiferte sich d'Enonville, „lasse ich Dir es denn an etwas fehlen? Jeder Deiner leisesten Wünsche ist für mich ein Befehl."

„Diese Bemerkung habe ich nicht gemacht. Ja, wenn es mir einfällt, bei den frères provençaux zu essen, da kömmt es Ihnen auf eine Flasche Champagner zu sieben Franken allerdings nicht an; aber ich denke, Sie könnten schon lange wissen, daß ich gewisse Rechnungen bezahlt sehen möchte, und als wir neulich bei dem Magazin des Nouveautés vorbeigingen, zeigte ich Ihnen auch den Shwal, der mir am Besten gefällt."

„Aber, mein Kind, dieser Shwal kostet viertausend Franken und Deine Rechnungen —"

Ein Zug unsterblicher stolzer Verachtung zuckte über das schöne Antlitz Mola's.

„Was wagen Sie, mein Herr?" rief sie mit zornglühenden Wangen aufspringend und mit dem Fuße stampfend. „Sie unterstehen sich, mit mir von Geld zu sprechen. Ihr ganzes Vermögen reicht nicht hin, um mir die Schande zu bezah-

len, auch nur einen Blick an Sie verschwendet zu haben."

Sie war entzückend schön in ihrem Zorne.

„So beruhige Dich nur, theure Mola," bat d'Enonville, „es war ja nicht so böse gemeint. Nicht wahr, Du giebst mir jetzt Deine Rechnungen, und fährst dann mit mir aus, Deinen Shwal zu kaufen?"

Mola nahm ein ziemliches Packetchen Papiere aus ihrem Secretair, der von Mahagonyholz und kunstreich mit Ebenholz ausgelegt war, und schleuderte es ihrem Liebhaber vor die Füße, d'Enonville bückte sich eilig darnach.

„Da," sagte Mola, „sind die Rechnungen, und den Shwal will ich jetzt nicht mehr, da ich weiß, was er kostet. Wenn ich aber nicht morgen einen weit schöneren habe, so ziehe ich übermorgen in die Mansarde des Studenten Victor."

D'Enonville stieß einen tiefen, aber halb unterdrückten Seufzer aus, dem ein noch tieferer folgte, als er einen flüchtigen Blick in die Rechnungen geworfen hatte.

„Morgen sollst Du Deine quittirten Rech-

nungen zurückhaben und einen Shwal tragen, um den Dich jede Herzogin beneiden wird. Sei nur jetzt wieder gut und schmolle nicht länger mit mir."

So tief Mola hier schon gefallen ist, so verächtlich sie schon durch die Hingabe an einen alten lächerlich schwachen Mann aus blosem Interesse geworden, so war ihre Seele doch noch immer einer wahren und aufopfernden Liebe fähig, eine Fähigkeit, die selbst in dem beflecktesten Weibe selten, oder nie ganz erlischt.

Bald sollte diese Liebe sie dem schmählichen Verhältnisse mit d'Enonville entreißen, freilich nicht, um sie in glücklichere Verhältnisse zu bringen.

Der Klaviervirtuose Twist, der große Rattenfänger von Hameln, der ehrensäbelrasselnde, war wieder einmal zur Abwechslung in Paris, um seine fabelhafte Technik, seine langen Haare und sein täglich blasirter werdendes Gesicht bewundern zu lassen.

Mola kam, sah, und wurde besiegt.

Es muß eine dämonische Gewalt, der kein

Weib widerstehen kann, in dem Auge dieses Menschen liegen. Geniale Frauen, wie dumme Gänschen, Fürstinnen, wie Bürgermädchen und Grisetten haben sich in ihn verliebt. Wenn sich Twist bei allen Rendezvous, die er bekommen hat, hätte einstellen und alle Billets-doux hätte beantworten wollen, so hätte er sich von der Ewigkeit Zeit dazu borgen müssen, und ich glaube, die Ewigkeit wäre mit der Zeit bankerott geworden.

Man hat dieses unerhörte Glück bei Frauen, welches Twist hatte, aus der blosen Mode erklären wollen, und gesagt: Twist ist gerade en vogue, und ein Narr macht zehne, und eine Närrin hundert. Aber meiner Meinung nach hat man Unrecht. Ich glaube denn doch, daß der Grund dieser ungewöhnlichen Erscheinung tiefer liegt.

Twist ist leider nur ein Virtuose; aber er könnte seiner Natur nach mehr sein. Er ist nicht dazu geboren, mit zu jener Heuschreckenplage des Virtuosenthums zu zählen, die schon hinlänglich, freilich bis jetzt immer vergebens

characterisirt worden ist. Der Götzendienst, den man mit dem Virtuosenthume treibt, hat so Manche, hat auch Twist auf seinem Gewissen. Aufgestachelt durch das kritiklose Zujauchzen der Menge, verschwendet und zersplittert er seine große geniale Kraft in tausend kleine und unwürdige Kunststückchen. Aber im Leben ist er groß und genial geblieben, selbst in seinen Lastern und Schwächen. Er vielleicht von allen jetzt lebenden Menschen allein versteht die schwere Kunst, mit Anstand zu verschwenden. Und ich glaube nicht, daß Twist, der Mann, viele seiner Triumphe Twist, dem Virtuosen, zu verdanken hat.

Mola suchte sich durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel dem Künstler bemerkbar zu machen; allein vergebens. Twist ignorirte sie vollständig; sei es, daß sie ihm gefiel, und er als erfahrener Kenner der Frauen berechnete, sie auf diese Art um so sicherer zu gewinnen, sei es, daß er sie wirklich nicht beachtete, und daß er, wie Leporello von Don Juan, singen konnte:

Aber in Spanien, aber in Spanien
Tausend und drei!

Eines schönen Tages entschloß sich Twist, mit der Raschheit, die ihm eigenthümlich ist, nach Deutschland zu reisen, und am nächsten Morgen führte er auch diesen Entschluß aus.

Als d'Enonville wenige Stunden, nachdem der Virtuose abgereist war, seine Mola besuchen wollte, fand er statt ihrer einen sehr laconischen Brief, indem sie ihm ihre Wohnung, ihre Equipage, ihre Bedienung, ihren Cashemir-Shwal, und sogar eine Rolle Gold, die er ihr kurz vorher gegeben hatte, zur freien Verfügung stellte. Sie selbst reiste Twist nach Deutschland nach und hatte so die Zahl der Frauen, von denen der Aermste verfolgt wurde, um eine vermehrt.

Die stolze Spanierin konnte es nicht ertragen, verschmäht zu werden, und betrat den deutschen Boden mit dem Vorsatze, zu siegen, oder — ja das „oder" wußte sie selbst nicht — also auf jeden Fall zu siegen.

D'Enonville stand aber zu Paris mit einer wahren Armensündermiene in dem verlassenen

Boudoir der Priesterin Terpsychore's. Ein paar Monate, sich von den Launen Molas plagen zu lassen, dieses Vergnügen hatte ihm über tausend Louisd'or gekostet, und jetzt war sie fort, fort für immer. Er hätte sich die Haare ausraufen mögen, wenn er nur noch welche gehabt hätte. Zum Unglück trug er aber eine Perrücke.

Viertes Kapitel.

Mola in Deutschland.

Sei mir gegrüßt, Heldin meines Romans, auf heimathlichem Boden. Deutschland hätte ohne Dich nicht fertig werden können mit seiner weltgeschichtlichen Entwicklung. Es empfindet schon seit vielen Jahren an einem höchst fühlbaren Mangel an fremden Fuß-, Finger- und Kehlenkünstlerinnen und Künstlern. Die Deutschen haben so ungeheuer viel Geld, daß sie nicht wissen, wie sie es los werden sollen. Niemand leidet bei uns Noth, und darum hat es auch gar nichts zu bedeuten, wenn man einer Tänzerin oder Sängerin für ein paar Stunden Sinnenkitzel Hunderte zu Füßen wirft; den Enthusias-

mus gar nicht gerechnet, der uns im Halse steckt, und der uns ersticken würde, wenn wir ihm nicht Luft machten.

„Aber nimm Dich doch ein wenig in Acht, Mola! Du bist ein willkürliches, eigensinniges und gewaltthätiges Geschöpf. In Spanien hast Du Dolchstiche ausgetheilt, nun — ländlich, sittlich! Ich glaube, es wäre Dir auch nicht viel geschehen, wenn Du nicht nach Paris geflohen wärst, um so weniger, da ich Dir die tröstliche Versicherung geben kann, daß der treulose Chlicanero lebt, und sich wieder ganz wohl befindet. In Frankreich gingen Dir Deine Gewaltstreiche anch noch so hin; die Pariser sind ein sehr galantes Volk, und die Schönheit ist für sie ein offener Freibrief zu Allem, den sie in jedem Falle respectiren. Aber die Deutschen sind gerade nicht übermäßig galant, und vor Allem giebt es bei uns eine geheime Macht, die uns überall öffentlich entgegentritt, und die noch weit weniger galant ist, als wir selbst. Man nennt sie die Polizei. Mola, Mola! nimm Dich vor der Polizei in Acht! Wie ich Dich kenne,

fürchte ich, daß Du in böse Conflicte mit ihr kommen wirst.

Twist war in Leipzig in dem Hôtel de Bavière abgestiegen, und hatte es sich in den ihm angewiesenen Zimmern bequem gemacht.

Lieber Leser, kennst Du Leipzig? Nicht? Du kennst Leipzig nicht, welches sich gern klein Paris schelten läßt, was der selige Herr von Göthe zu verantworten hat? Wenn Du nicht in Leipzig warst, so kannst Du nicht behaupten, jemals schlechten Kaffee getrunken und gute Schweinsknöchelchen mit Sauerkraut gegessen zu haben. Wenn Du nicht in Leipzig warst, so weißt Du nicht, daß zwölf Literaten auf ein Dutzend gehen, und daß der Mensch, obgleich ein fleischfressendes, doch ein sehr zahmes Thier ist. Wenn Du nicht in Leipzig warst, so hast Du den hohlen Phrasenliberalismus nicht in seiner vollen Blüthe und die Höflichkeit nicht wild wachsen gesehen.

„Ist der Kapellmeister Twist hier abgestiegen?" fragte Mola den Oberkellner des bereits erwähnten Hôtel de Bavière.

„Zu dienen, Madame,“ erwiderte dieser; „er ist kaum vor einer Stunde angekommen.“

„So melden Sie mich, ich will ihn sprechen.“

„Entschuldigen Sie, Madame. Der Herr Kapellmeister sind sehr ermüdet von der Reise und haben Befehl gegeben, Niemanden vorzulassen.“

„Ich will ihn sprechen,“ schrie Mola ungeduldig, indem sie heftig mit dem Fuße stampfte, so daß der erschrockene Kellner ängstlich zusammenfuhr, und seine sächsische Höflichkeit sich im Geiste vor dieser spanischen Energie entsetzte.

„Ich will es dem Herrn Kapellmeister anzeigen, daß ihn eine Dame dringend nothwendig sprechen müsse,“ sagte der Kellner, und ging die Treppe hinauf.

Mola folgte ihm auf dem Fuße. Als er aber das Zimmer öffnete, stieß sie ihn rasch bei Seite, ging selbst hinein, und schloß die Thür hinter sich zu.

Twist stand auf, als er eine Dame auf so

ungewöhnliche Art unangemeldet bei sich eintreten sah.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs," sagte er höflich, indem er Mola einen Stuhl anbot.

„Twist," erwiderte Mola, „Sie verachten, Sie verschmähen mich, und ich liebe Sie; ich kann nicht ohne Sie leben. Ich bin Tag und Nacht gereist, um Sie einzuholen, als ich hörte, daß Sie Paris verlassen haben. Da bin ich nun; ich will gar nichts, als dort sein, wo Sie sind, Sie bisweilen sehen, vielleicht manchmal mit Ihnen sprechen."

Die Tänzerin sprach diese Worte mit dem Ausdrucke einer so wahren und tiefen Leidenschaft, daß selbst der blasirte Twist davon ergriffen wurde. Das höhnische Lächeln verschwand von seiner Lippe. Er betrachtete seinen seltsamen Besuch aufmerksamer, und das Resultat war, daß er ihr die Hand reichte und sagte: „Sie lieben mich, Mola; nun wohl, so mögen Sie wissen, daß ich Sie schon seit lange geliebt habe, daß mich aber unglückliche Verhältnisse

etwas furchtsam und vorsichtig gemacht haben. Ich weiche jeder neuen Liebe aus, und meine Abreise von Paris war eine halbe Flucht vor Ihnen. Aber Sie sind mir gefolgt. Es scheint, als ob es sein müßte, und so wollen wir es denn mit einander wagen.“

Als der Virtuose diese eben so originelle, als anmaßende Erklärung von sich gegeben hatte, sprang Mola lachend und jubelnd auf ihn zu, flog ihm an den Hals und erstickte ihn mit Küßen und Umarmungen. Noch an demselben Tage miethete sie sich ebenfalls eine Wohnung in dem Hôtel de Bavière, und war von nun an, an allen öffentlichen Orten, an der Table d'hôte, im Rosenthal, in Concerten und im Theater immer mit dem Virtuosen zusammen.

Indessen dachte Twist, dem sie sich doch nur aufgedrungen hatte, schon daran, sie wieder los zu werden. Er hatte ihre Schönheit genossen, und weiter bot sie ihm kein Interesse dar, während sie ihn wirklich liebte, obgleich sie eben darum nicht im Stande war, ihn durch Launen, Eigensinn und Coquetterie an sich zu fesseln.

„Mola,“ sagte der Virtuose eines Tages, „wir müssen uns, so leid es mir auch thut, wenigstens auf einige Zeit trennen. Du weißt, ich bin Kapellmeister an einem kleinen deutschen Hofe, dorthin muß ich jetzt reisen.“

„Nun wohl, so reise ich mit Dir,“ sagte Mola kurz entschlossen.

„Das geht nicht, mein liebes Kind,“ erwiderte Twist milde, aber entschieden; „der Hof, von dem ich spreche, ist sehr sittenstreng, und ich würde mir meine ganze Stellung untergraben, wenn ich vor seinen Augen mit einer Dame, die nicht meine Frau ist, zusammenlebte.“

„Aber, giebt es denn kein Auskunftsmittel?„ jammerte Mola; „ich kann, ich will mich nicht von Dir trennen.“

„Sei nicht kindisch, Mola,“ beschwichtigte sie der Virtuose, „mein Aufenthalt an jenem Hofe dauert nicht lang, und wir treffen uns dann entweder hier oder an einem andern Orte Deutschlands, den Du selbst bestimmen magst wieder.

Die Tänzerin schien kein großes Vertrauen darein zu setzen, daß sich Twist wirklich zu einem

solchen, von ihr zu bestimmenden Rendezvous einfinden werde, sie sagte daher:

„Twist, ich will Dir ein Auskunftsmittel vorschlagen; ich begleite Dich, aber — als Knabe.“

Twist war über diesen außergewöhnlichen Vorschlag etwas erstaunt und bestürzt, denn er sah ein, daß es ihm schwer fallen würde, ein Frauenzimmer, welches zu so energischen Mitteln seine Zuflucht nimmt, um in seiner Nähe zu bleiben, los zu werden.

Indessen reizte ihn, wie immer, das Abenteuerliche, was in diesem Plane lag.

„Meinetwegen,“ sagte er lachend; „aber nimm Dich in Acht, die Polizei läßt nicht mit sich spaßen und ich würde nicht im Stande sein, Dich zu beschützen, wenn Du entdeckt würdest.“

„Das soll meine Sorge sein,“ entgegnete Mola in einem Tone, in dem sich Sorglosigkeit und Trotz paarten, „jetzt will ich mir einen passenden Knabenanzug verschaffen.“

In der kleinen Residenz, in welcher Twist nun lebte, fiel der schöne Knabe, der sich immer in seiner Begleitung befand, bald genug auf;

man erschöpfte sich in Vermuthungen über ihn. Das Stadtgeklatsch bemächtigte sich dieses ihm so ungemein zusagenden Stoffes.

Einige behaupteten, der schöne Knabe sei ein begeisterter Schüler Twist's, Anderee nannten ihn sogar seinen Sohn, obgleich der Virtuose noch beinahe zu jung dazu war, einen vierzehn- bis fünfzehnjährigen Sohn haben zu können. Endlich begann sich Anfangs sehr leise, schüchtern und verstohlen, dann immer lauter, mächtiger und siegesgewisser das Gerücht zu verbreiten, der schöne Knabe sei — ein Weib.

Der Hof war höchlich entrüstet, als dieses Gerücht zu seinen Ohren gedrungen war, und befahl eine strenge Untersuchung.

Die Polizei vernahm mehrere Leute, und da stellte sich denn heraus, daß jener Knabe so furchtsam war, daß er keine Nacht allein schlief, sondern jedesmal in Twist's Zimmer. Außerdem war auch seine Gestalt und sein ganzes Benehmen Allen aufgefallen.

Die Polizei hat niemals Gründe für ihre Entscheidungen anzugeben, und das kam ihr

jetzt sehr zu Statten, als sie dem schönen räthselhaften Knaben ankündigte, daß er augenblicklich die Stadt und binnen einem Tage das Land verlassen müsse.

Mola tobte, fluchte und weinte; aber das half Alles nichts. Twist konnte wirklich nichts für seine Geliebte thun, denn der Hof war auf ihn selbst sehr ungehalten, und eine Fürbitte würde in diesem Falle geradezu eine Beleidigung gewesen sein. Ueberdieß freute er sich auch innerlich, seine zudringliche Begleiterin, deren er schon überdrüssig war, endlich doch los zu werden; er war daher der Polizei im Herzen für ihr Einschreiten sehr dankbar.

Mola ließ sich, bevor sie abreiste, das heilige Versprechen geben, daß er sie spätestens in vierzehn Tagen in Berlin treffen wolle.

Twist versprach Alles, was seine Geliebte wollte, und reiste dann am andern Tage, seelenvergnügt und in größter Eile nach Paris zurück.

In Berlin konnte indessen Mola nicht so lange auf ihren Geliebten warten, als sie es ihm versprochen hatte. Ein Ereigniß, ganz eigen-

thümlicher Art, nöthigte sie Berlin in höchster Eile zu verlassen.

Berlin ist eine sehr schöne Stadt, voll von Referendars, Gardelieutenants, Gensdarmen und Frommen.

Mola athmete hier, nachdem sie in Ilm-Athen in steter Besorgniß vor der endlich auch wirklich erfolgtem Katastrophe geliebt hatte wieder mit vollen Zügen großstädtisches, freies Leben. Sie quartierte sich in einem der ersten Hôtels unter den Linden ein, und trat dann mit der Hof-Theater-Intendanz wegen Gastrollen in Unterhandlung.

Bevor sie jedoch diese Unterhandlungen zum Abschlusse bringen konnte, trat ihr ihr böses Schicksal zum zweiten Male in der Gestalt der Polizei entgegen.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Mola ging eines Tages die prächtigen Linden auf und ab, in dem Munde eine duftende, echt spanische Cigarette und in der Hand eine Reitpeitsche mit goldenem Knopfe, die ihr Twist als ein Andenken geschenkt hatte. Eine Reit-

peitsche, einer Dame als Andenken zu schenken, ist ebenso bezeichnend für Twist, als für Mola.

Mola war vielleicht gerade in süße und schmerzliche Erinnerungen an ihr schönes Spanien versunken, und stieß daher in immer kürzeren Absätzen immer dickere Rauchwolken hervor.

Nun aber durfte damals in Berlin auf offener Straße nicht geraucht werden, ein Umstand, der sich bis heute noch nicht geändert hat, obwohl seitdem gerade in Berlin sich die ungeheuersten, sebst die kühnsten Erwartungen, übersteigendsten Dinge ereignet haben.

Ein christlich germanisch-preußischer Gensdarm sah die maurisch-romanisch-spanische Tänzerin so in dem Vollgenuße ihres verpönten Raucherglückes dahin wandeln. Entsetzen erfaßte ihn, und die Haare seines Hauptes und Schnurrbartes sträubten alle einzeln in die Höhe.

Männer hatte er schon genug wegen verbotenen Rauchens verhaftet. Wenn aber nun die Frauen auch zu rauchen anfangen, dann muß offenbar die Zahl der Gensdarmen verdoppelt werden, oder der Staat geht zu Grunde.

Endlich, nachdem er sich etwas von seinem Staunen und Schreck, über diese herumwandelnde, weibliche Polizeicontravention — (es ist hier vielleicht nicht überflüssig, einzuschalten, daß unsere Erzählung vor dem Beginne der bekannten Aston'schen Emancipationsversuche spielt) — erhohlt hatte, hielt er, fest entschlossen, zum Wohle des Staates ein furchtbares Beispiel zu statuiren, auf die kühne und sorglose Raucherin zu.

„He! Madammecken, hier wird man nicht geroocht," sagte er, indem er ihr den Weg vertrat.

Mola verstand überhaupt nur sehr unvollkommen deutsch, den jöttlichen Berliner Dialect aber gar nicht.

Sie starrte daher die bewaffnete Macht, die ihr so plötzlich mit unverständlichen Worten in den Weg trat, sehr verwundert an; blies ihr eine dicke Rauchwolke in's Gesicht, und wollte dann ruhig ihren Weg fortsetzen.

Das war zu viel für ein preußisches Gensdarmengemüth, das war offenbares Hohnsprechen aller Ordnung und aller bestehenden Staatseinrichtungen.

„Hier wird man nicht geroocht," sagte der Gensdarm lauter und heftiger, indem er die Tänzerin ziemlich derb am Arme faßte.

Das war zu arg. Mola hatte in ihrer naiven spanischen Unwissenheit gar keinen Gedanken an die Möglichkeit sich eines Vergehens schuldig gemacht zu haben. Sie glaubte sich daher von einem rohen Soldaten angegriffen und gemißhandelt. Das Blut schoß ihr heiß durch die Adern und nach dem Kopfe zu.

In einem Augenblicke hatte sie ihren Arm frei gemacht und im nächsten fiel ein wahrer Hagel von Reitpeitschenhieben auf den unglücklichen Gensdarmen nieder, der das Weltende für gekommen ansehen mochte.

Die Vorübergehenden waren gleich bei dem Beginne dieser Scene stehen geblieben, um deren Entwicklung anzusehen.

Bei dieser unerwarteten Wendung der Dinge nahmen sie jedoch keineswegs Partei für den Gensdarmen, sondern schienen sich zu freuen, daß die bewaffnete Macht eine Schlappe erhielt.

„Wer ist sie! wer ist sie?" flüsterte es rings im Kreise.

„Eine junge spanische Fürstin," bemerkte mit wichtiger Miene ein Kellner aus dem Hôtel, in welchem Mola wohnte, der sich dem Kreise angeschlossen hatte.

„Dann jenießt die bewaffnete Macht jetzt eenen spanisch-Bittern, bemerkte ein Eckensteher.

Allgemeines Gelächter belohnte diesen Witz, so nahe er auch lag.

Unterdessen hatte der Auflauf, das Lachen und Geschrei noch drei bis vier Gensdarmen herbeigezogen, die, als sie sahen, wie man mit ihrem Kameraden umging, die Verbrecherin ohne Weiteres in die Mitte nahmen, und dieselbe, ungeachtet ihres energischen Widerstandes, von der zischenden und tobenden Volksmenge begleitet auf die Polizei brachten.

Dort klärte sich das unglückliche Mißverständniß auf; aber Mola hatte, ohne es zu wissen, Hand oder vielmehr Reitpeitsche an die geheiligte Person eines preußischen Gensdarm gelegt, und dieser Frevel mußte bestraft werden.

Vorläufig entließ man zwar die Tänzerin; aber sie war kaum in ihr Hôtel zurückgekehrt, als ihr ein Polizeicommissär die Weisung brachte, daß sie die königliche Haupt- und Residenzstadt Berlin binnen vierundzwanzig Stunden verlassen müsse.

Wie man sieht, entwickelt Mola durch ihre häufigen Ausweisungen viel Beruf zum deutschen Schriftsteller.

Nachdem Sie noch einen langen zärtlichen Brief an Twist geschrieben hatte, in welchem sie ihn beschwor, so bald als möglich nach Baden-Baden in ihre Arme zu eilen, verließ sie das ungastliche Berlin, in welchem sie merkwürdiger Weise auch nicht ein einziges Liebesabenteuer erlebt hatte.

Fünftes Kapitel.

Va banque!

Es wäre nicht uninteressant, die Badeorte nach den allgemeinen Eindrücken, die sie auf den unbefangenen Beobachter hervorbringen, zu characterisiren. Karlsbad ist das Bad der Diplomaten, in welchem man das, was die Heilquellen gut machen, durch den Aerger wieder verderben kann, wenn man an die Beschlüsse denkt, die hier gefaßt worden sind. Ischl ist das Bad der hohen Aristocratie — der Fashion und der wirklich Leidenden. In dem romantischen Gastein träumen Dichter und glücklich Liebende.

Das Bad der Abenteurer jeder Art, der Sammelplatz aller Spieler, Glücksritter, und

vornehmen verlorenen Mädchen von ganz Europa ist unstreitig Baden-Baden. Seiner vortheilhaften Lage, nicht allzuweit von der, vor manchen Unannehmlichkeiten rettenden französischen Grenze, hat es hauptsächlich diesen beneidenswerthen Vorzug zu verdanken.

Die Gesellschaft in Baden-Baden besteht außer den Spielern und Glücksrittern von Profession, größtentheils aus sehr reichen Engländern und Russen, die hier im hohen Spiele Aufregung suchen, nachdem sie ihre Sinne für jeden anderen Reiz abgestumpft haben.

Bald nach ihrer Ankunft sollte Mola eine äußerst unangenehme Ueberraschung erfahren. Der Brief, den sie an Twist geschrieben hatte, kam unerbrochen an sie zurück. Auf der Adresse stand bemerkt, daß der Virtuose schon vor einigen Tagen Ilm-Athen verlassen, und nicht angegeben habe, wohin er reise.

Das fiel der Tänzerin auf. Wenn Twist bald nach ihr abgereist war, so konnte er sie ja noch in Berlin getroffen haben. Die Ahnung der Wahrheit durchzuckte sie wie ein Blitz.

„Der Treulose hat mich verlassen und ist nach Paris gereist," rief sie wüthend aus; „aber morgen, heute noch, reise ich ihm nach; seine feige Flucht soll ihm nichts nützen."

Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Mola war noch zu großen Dingen in Baden-Baden insbesondere, und auf deutschem Boden überhaupt bestimmt.

Um ihrer inneren Aufregung Luft zu machen, nahm sie Hut, und die niemals fehlende Reitpeitsche, und trat ins Freie.

Die Lichter aus dem Kursaale leuchteten so freundlich, so einladend in den heiteren Abend hinaus, daß Mola der Versuchung, hineinzutreten, nicht widerstehen konnte.

Man spielte. Es ist viel über das Spiel geschrieben worden, und die Liberalen haben das Begehren: die Spielhöllen aufzuheben zu ihrem Ceterum vero censeo gemacht! Ich glaube, mit Unrecht. Es fällt mir hier nicht ein, das Laster des Spieles rechtfertigen zu wollen; aber ich glaube, daß eine Prohibitivmaßregel dagegen eine Freiheitsbeschränkung ist, wie nur irgend

eine, gegen welche die Herren Liberalen sich ereifern. Dabei sehe ich noch ganz davon ab, daß die Leidenschaft des Spieles nie ganz auszurotten ist, und daß das Verbot des öffentlichen Spieles das viel gefährlichere heimlichere Spielen unbedingt zur Folge hat. Möge man daher durch Schrift und Wort, durch Belehrung und Bildung des Volkes den schädlichen Einflüssen der verführerischen Gelegenheit entgegen arbeiten, nicht aber gegen dieselben Polizeimaßregeln zur Hülfe rufen, die man doch in den anderen Fällen so sehr verabscheut. Der Staat ist keine Kleinkinderbewahranstalt, und der Staatsbürger mag sich selbst vor dem Messer hüten, von dem er weiß, daß er sich damit schneiden könnte; man braucht es ihm nicht aus der Hand zu nehmen.

Der Leser verzeihe mir diese Abschweifung; allein ich konnte mir die günstige Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, einer allgemein gültigen Ansicht, die überall gedankenlos nachgesprochen wird, entgegen zu treten.

Die grünen Tische waren heute sehr zahlreich umdrängt. Schöne Frauen saßen mit fieberisch

glühenden Wangen und ungeduldig leuchtenden Augen da, und waren unschön geworden durch den Ausdruck der Gewinnsucht, der auf ihrem Antlitze lag. Ueber ihre Schulter beugten sich Herren, alte und junge, mit Ordensbändern im Knopfloche und in schabigen abgetragenen Rökken, der erprobte Spieler von Profession, und der junge heidelberger Student, der seinen ersten Luisd'or wagt.

„Platz da! Platz da!" riefen einige Herren, als sich Mola dem grünen Tische näherte; „la belle Espagnole kömmt und will spielen."

Sichtbar erheitert über diesen schmeichelhaften Beinamen, warf Mola den Herren, die ihn gebraucht hatten, einen freundlichen Blick zu, und nahm dann Platz. Ihr halber Gram um den ungetreuen Virtuosen schien schon verschwunden zu sein.

Mola spielte mit sehr viel Noblesse. Sie verlor, und Goldstück auf Goldstück wurde von der gierigen Harke eingezogen. Nichts desto weniger behielt sie doch ihr heiteres Lächeln, ihren freundlichen Blick bei.

Neben ihr stand ein hübscher junger Engländer, der offenbar das größte Interesse für sie empfand, und einen sehr feinen und noblen Weg gewählt hatte, um ihr dies zu zeigen.

Er setzte nämlich jedesmal auf diejenige Karte, welche Mola mit einem Goldstück belegte, eine ganze Rolle Goldes, und verlor sie mit dem unnachahmlichsten Anstande und dem verbindlichsten Lächeln von der Welt.

„Wir haben heute Unglück,“ sagte Mola jetzt aufstehend zu dem Engländer, nachdem sie das letzte Goldstück verloren, welches sie im Vermögen hatte. Obwohl sie nun nicht wußte, wovon sie ihre Gasthausrechnung bezahlen, und wie sie ihren Vorsatz, den flüchtigen Virtuosen zu verfolgen, ausführen sollte, so zeigte sich doch nicht das leiseste Wölkchen der Sorge oder des Unmuthes auf ihrer stolzen reizenden Stirn.

Mola verließ sich auf ihr gutes Glück, das ihr bis jetzt treu geblieben war, und den Zufall, den großen Gönner und Protector aller wandernden Kunstreiter, herumziehenden Schauspieler, fahrenden Literaten, und sonstigen vaga-

bundirenden Genies. Der Erfolg wird zeigen, daß dies Vertrauen sie nicht getäuscht hat.

„Madonna," sagte der Engländer, „wenn es wahr ist, daß Unglück im Spiele, Glück in der Liebe bedeute, so würde ich eine zehnmal größere Summe, als die Bagatelle, die ich eben verlor, nicht bedauern. Freilich — Glück in der Liebe, das ist so allgemein gesagt — oft drängen sich Einem gleichgültige, ja widerwärtige Verhältnisse förmlich auf, und das höchste, das einzige Ziel seiner Wünsche kann man nicht erreichen. Spielen Sie nicht weiter?"

„Ich war auf mein consequentes Unglück nicht gefaßt," entgegnete Mola, „und habe daher zu wenig Geld zu mir gesteckt."

„So erlauben Sie mir, auf Ihre Rechnung zu spielen, und Ihr Unglück an der Bank zu rächen," sagte Lord Arthur, so hieß der Engländer, schnell und freudig, denn Mola's augenblickliche Geldverlegenheit gewährte ihm sogleich einen unberechnenbaren Vortheil über Sie. „Aber merken Sie es wohl; ich spiele nur auf Ihre Rechnung."

Und nun begann der Lord ein tolles wahnsinniges Pointiren. Anfangs verlor er; aber er verdoppelte und verdreifachte seine Einsätze. Endlich hatte er kein baares Geld mehr bei sich; da zog er einen Creditbrief auf eines der ersten Bankierhäuser, und auf unbeschränkte Summen lautend, hervor, warf ihn auf eine Karte, die mehrmals hinter einander verloren hatte, und rief: „va banque!“

Mit diesen Worten hatte Lord Arthur nicht nur dem Bankier, sondern auch dem Herzen der Spanierin ein donnerndes Va banque! zugerufen; denn die Frauen lieben den Mann immer, der um ihretwillen Thorheiten begeht. Der langhaarige Virtuose Twist war total vergessen.

Diesmal schlug das Spielglück um; Arthur's Farbe gewann; die Bank war gesprengt.

Der Engländer steckte seinen Creditbrief ruhig wieder ein, und übergab das Geld der Tänzerin mit den Worten:

„Es war ausgemacht; ich habe nur für Ihre Rechnung gespielt.“

Mola nahm seinen Arm, den er ihr anbot, an, und schritt mit ihm, gefolgt von den boshaften Bemerkungen der Umstehenden, die den reichen Engländer um seine schöne Eroberung beneideten, zum Kursaale hinaus.

Nun ging ein schönes, ein beneidenswerthes Leben in dem lustigen Baden an: Bälle, Concerte, Theater, Hetzjagden, und dazu die Huldigung der gesammten jungen und alten Männerwelt.

Der Engländer fuhr in dem großartigen Style, in dem er angefangen hatte, fort. Er miethete seiner Geliebten ein prachtvolles Landhaus; hielt ihr vier Wagen- und zwei Reitpferde, und setzte etwas darein, daß Mola an der Bank mehr Geld verlor, als der reiche russische Fürst, der wegen seines fabelhaften Unglückes im Spiel so viel von sich reden machte.

Mola war glücklich und doppelt schön durch ihr Glück. Wenn sie hoch zu Roß durch die Lichtenthaler Allee zu einer Hetzjagd dahinflog, so gewährte sie in dem enganliegenden schwarzen Reithabit, dem schwarzen runden Filzhut mit

den wehenden weißen Federn leicht und keck auf das Haupt gedrückt, wirklich einen entzückenden und wahrhaft poetischen Anblick.

Zum Glück für Lord Arthur, der auf dem besten Wege war, sich zu ruiniren, trat hier die geheimnißvolle Macht, welche man die Polizei zu nennen übereingekommen ist, zum dritten Male störend in das Liebeleben der schönen Spanierin ein. Der Anlaß dazu war folgender.

Auf einem Spaziergange in der Umgegend von Baden wagte es ein junger Offizier, die schöne Tänzerin auf die auffallendste und herausfordernste Art durch seine Lorgnette zu betrachten.

„Welch ein Geck," sagte Mola, die diese Art von Huldigungen nicht leiden konnte, laut genug, um von dem Betheiligten gehört zu werden.

Gereizt dadurch, trat er auf die Spanierin zu, und sagte: „Mein Fräulein, wollen Sie mich nicht in mein Hôtel begleiten."

„Mein Herr, wie kommen Sie zu dieser unverschämten Zumuthung," schrie Mola außer sich vor Wuth.

„Entschuldigen Sie;“ entgegnete der Offizier; „ich glaubte durch diesen Antrag eine Dirne, wie Sie —“

Er konnte nicht aussprechen.

Die obligate Reitgerte sauste mit solcher Gewalt in sein Gesicht, daß ihm augenblicklich das Blut aus der Nase hervorquoll.

„Ich gebe Ihnen Genugthuung, mein Herr,“ rief Mola.

„Ich kann mich mit einem Weibe nicht schlagen.“

„Feige Ausflüche einer Memme! wenn aber das Weib besser als Sie schießt?“

„Dann ist es etwas Anderes, und ich nehme Ihren Antrag an.

Am nächsten Morgen traf man sich in einem kleinen Wäldchen.

Der Offizier hatte den ersten Schuß. Er schoß in die Luft.

„Der Schuß gilt nicht,“ sagte Mola, „oder ich muß Sie für einen Feigling halten, der mich schont, um von mir wieder geschont zu werden.

Schießen Sie noch einmal, und etwas besser, wenn ich bitten darf."

Vergebens legten sich die Secundanten, und besonders Lord Arthur, der für das Leben seiner in jedem Sinne theuren Geliebten fürchtete, ins Mittel; die muthige Spanierin bestand fest auf ihrem Willen.

„Nun wohl, wenn Sie es denn wollen," sagte der Offizier, zielte sehr lange und scharf, und — die Kugel sauste dem Mädchen dicht an dem Ohre vorbei.

„Nicht übel gezielt," rief Mola; „aber ich glaube, Sie haben mich noch immer geschont. Nun wohl denn, Ihre Schulter!"

Bei diesen Worten schoß sie, und der Offizier sank zusammen, wirklich, wie sie es gesagt hatte, an der Schulter verwundet.

„Dies kleine Andenken an mich wird Ihnen nicht schaden. Ich würde Sie todt geschossen haben, wenn ich nicht der Meinung wäre, daß auch Ihre zweite Kugel mich absichtlich fehlte. Adieu à revoir."

Nach diesen Worten verließ sie am Arme

Lord Arthur's den Kampfplatz, um sich bei einem Champagnerfrühstück ihrer Heldenthat zu freuen.

Leider sollte diese Freude nicht lange dauern. Wenige Stunden später wußte ganz Baden um das stattgefundene Duell und seinen Ausgang.

Die Polizei, die auch davon erfahren haben mochte, war der Ansicht, daß Pistolenkugeln der raschen Herstellung der Badegäste nicht gerade sehr förderlich sein könnten, und so fand denn Donna Lontes, als sie Abends in ihre Wohnung zuürckkehrte, die Weisung vor, Baden am nächsten Morgen zu verlassen.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß man sich noch einen zweiten Grund dieser Ausweisung in die Ohren flüsterte, an den wir jedoch zur Ehre unserer Heldin nicht glauben wollen.

Man erzählte nämlich, als Donna Mola eines Tages in Gesellschaft mehrerer Herren in dem Kursaale saß, sei sie befragt worden, ob es wahr sei, daß die Spanierinnen einen Dolch im Strumpfbande stecken hätten, und sie habe darauf der Fragenden sogleich den Beweis dieser Wahrheit an sich selbst geliefert. Alle Damen

hätten darauf sogleich den Kursaal verlassen und die Entfernung der Tänzerin zur Bedingung ihres Bleibens in Baden gemacht.

Wie dem auch sei. Mola weinte bittre Thränen, als sie den Bescheid, daß sie morgen das ihr so liebgewordene Baden verlassen müsse, erhielt. Allen Herrlichkeiten, die sie so sehr entzückt hatten, sollte sie Lebewohl sagen, dem grünen Tische, den Spazierritten und Hetzjagden, den lustigen lärmenden Champagnerfrühstücken, vielleicht sogar ihrem freigebigen Lord.

Ueber diesen letzten Punkt beruhigte sie Arthur allerdings, indem er sie bat, nach Heidelberg zu reisen, wohin er ihr, so bald er hier nur seine nothwendigsten Angelegenheiten geordnet hätte, nachfolgen wolle. Mit glühenden Farben malte er ihr die Reize eines idyllischen liebebeglückten Stilllebens in dem reizenden Heidelberg aus. Aber Mola schüttelte traurig das schöne Köpfchen; sie hatte keinen Sinn dafür; der grüne Tisch und die Hetzjagden, auf welchen sie durch die geschickte Art, mit welcher sie vom Pferde herab die armen Hasen mit der großen Hetz-

peitsche todtschlug, die Bewunderung Aller erregte, waren ihr doch lieber.

Mit düstern Ahnungen reiste sie ab nach Heidelberg, wo sie in dem ersten Gasthofe abstieg und auch für ihren Freund Arthur Quartier bestellte.

Dieser kam auch wirklich, treuer als ihre früheren Liebhaber, in wenigen Tagen, aber er war übler Laune. Es war ein großes Opfer, welches er Mola gebracht, daß er seine Freunde und sein fashionables Leben in Baden im Stich gelassen hatte. Ein Egoist bringt aber nie ein Opfer, ohne es der Person, der es gebracht, entgelten zu lassen, und die meisten Menschen sind Egoisten, die Engländer aber die größten von Allen.

Dazu kam noch, daß ihn das idyllische liebebeglückte Stillleben in dem reizenden Heidelberg, welches er der Tänzerin, um sie zu trösten, so reizend ausgemalt hatte, selbst bald herzlich zu langweilen begann.

Wenn Stahl auf Stein schlägt, so giebt es Feuer, und wenn Unmuth auf üble Laune trifft, Zank.

Mehrere sehr heftige Scenen fielen zwischen der schönen Mola und Arthur vor, und als die erstere eines Tages zu ihrem Geliebten wollte, fand sie die Thüre desselben für sie verschlossen.

Als alles Toben und Lärmen vergeblich war, zog sie einen Dolch und drohte den Bedienten niederzustoßen, wenn er nicht sogleich öffne.

Dieser aber, ein sehr kaltblütiger, ehemaliger Matrose, schlug ihr den Zahnstocher, wie er ihren Dolch nannte, sehr gelassen aus der Hand, ergriff sie beim Arme, führte sie zur Vorsaalthüre hinaus, und schloß auch diese hinter ihr zu.

Am andern Morgen war Lord Arthur abgereist. Solch ein trauriges Ende nahm ein Verhältniß, welches unter den glänzendsten Vorbedeutungen begonnen hatte. Die Moral davon ist, daß ein Frauenzimmer, welches uns in dem Geräusch der vornehmen Gesellschaft oft ungemein reizt und anzieht, in der Einsamkeit, in einem idyllischen liebebeglückten Stillleben unausstehlich werden kann.

Sechstes Kapitel.

Das Beethovenfest.

„Hol der Teufel den langweiligen Goddam-Lord!“ rief Mola, bald wieder getröstet, aus. „Jetzt muß ich Twist wiedersehen. In Bonn halten sie ein großes Fest für einen verstorbenen deutschen Maëstro, Beethoven, glaube ich, heißt er; da muß ich ihn treffen.“

Wirklich traf Mola's Voraussetzung ein. Wie konnte Twist irgendwo fehlen, wo es galt, seine eigene kleine Eitelkeit an dem Ruhme eines großen Todten zu kitzeln.

Diese Feste sind im hohen Grade lächerlich. Wenn das Geld, welches auf sie verwendet wird, dazu benutzt würde, junge Talente, welche noch

mit Noth und Mangel zu ringen haben, und bisweilen dadurch zu Grunde gehen, zu unterstützen', so würde das den großen Todten wohl mehr ehren, als wenn man zusammen kommt, eine Statue unter Trompetentusch und langweiligen Reden enthüllt, und dann in ein paar Concerten, in denen das moderne Virtuosenthum sich in seiner ganzen Hohlheit breit macht, die gute Musik des Gefeierten durch schlechte italienische Floskeln verhunzt.

Mola's Erwartungen wurden weit übertroffen, denn sie fand nicht nur den laangharigen Virtuosen, sondern auch mehrere Pariser Journalisten, die sie noch von den Coulissen der gro- Oper her kannte, in Bonn.

Twist kehrte eines Abends heiter und arglos in sein Hôtel zurück. Man kann sich seinen Schrecken und seine Ueberraschung vorstellen, als er, in sein Zimmer tretend, Mola ganz ruhig auf seinem Sopha sitzend und eine Cigarre rauchend fand.

„Bon soir Twist," sagte sie ganz heiter

und unbefangen und streckte ihm ihre Hand entgegen.

„Du hier, Mola,“ sagte der Virtuose mit dem Ausdrucke des ungeheuchelsten Erstaunens.

„Wie Du siehst. Deine Verwunderung ist eben nicht sehr schmeichelhaft für mich.“

„Ich glaubte, Du seist in Baden?“

„Ich wäre auch noch dort, wenn die deutschen Alguazils nicht so unhöfliche Kerle wären.“

„Und was gedenkst Du, jetzt anzufangen?“

„Mais c'est drôle. Was ich anzufangen gedenke? Ich gedenke vorläufig, hier zu bleiben, und dich dann auf Deinen weitern Reisen zu begleiten.“

Schöne Aussichten, dachte der Pianist.

„Jetzt gieb mir aber vor Allen Rechenschaft, warum Du weder nach Berlin gekommen bist, noch mir geschrieben hast, monstre! Keine Ausflüchte! Rede! Rede!

„Eh bien,“ sagte Twist, dem Mola jetzt wieder reizend erschien, und der sich auch halb und halb vor ihr fürchtete; „ich will Dir Alles gestehen, mon ange! Siehst Du, Du warst

kaum aus Ilm-Athen fort, so gab man mir auf ziemlich deutliche Weise bei Hofe zu verstehen, daß man mich auch füglich entbehren könnte. Siehst Du, das kränkte und verletzte meine Eitelkeit, Du warst doch am Ende an dem ganzen Handel schuld, und so schmollte ich denn ein wenig mit Dir; willst Du mir verzeihen?"

„Ich sollte eigentlich nicht," meinte Mola. „Ich war an dem ganzen Handel schuld, sagst Du? Sage meine Liebe, meine piramidale Liebe zu Dir, die Du gar nicht verdienst, und die mich allen Gefahren trotzen und Dir in Knabenkleidung folgen hieß, war schuld daran. Was Dir übrigens an einem kleinen deutschen Hofe liegen kann, das begreife ich nicht. Mir sollte nur einmal mein guter Stern einen Fürsten in mein Netz führen, wie wollte ich mit ihm Ball spielen; und eine besondere Freude sollte es mir sein, auf den Köpfen seiner Unterthanen herumzutanzen, wie ich es zu Hause auf Eiern gethan habe."

Wer hat nicht in den Zeitungen bis zum Ekel die Beschreibungen der Feste gelesen, welche in Bonn zu Ehren Beethovens, und fast

zu gleicher Zeit dem ganzen Rhein entlang zu Ehren der Königin Victoria von England gefeiert wurden. Wir werden uns daher hüten, dieselben hier zu wiederholen.

Concerte, Feuerwerke, Monstrezapfenstreiche, schwelgerische Tafeln; das Alles sind Herrlichkeiten, von welchen eigentlich nur die letztgenannten auf wirklichen Werth Anspruch machen können. Indessen je mehr Lärm, desto besser, und Mola befand sich wirklich wieder einmal ganz in ihrem Elemente.

„Und werden Sie nicht mehr nach Paris kommen, schöne Mola," sagte eines Tages der dicke Jules Janin, der sich ebenfalls für verpflichtet gehalten hatte, zu dem Beethovenfeste zu kommen, um dann classischen Unsinn darüber zu schreiben, zu der Tänzerin.

„Vielleicht," erwiderte diese, „wenn ich als Solotänzerin auftreten kann. Ich will nicht mehr Ratte werden. C'est pourtant mauvais genre.

„Ich will es über mich nehmen, Ihnen wenigstens ein Gastspiel auszuwirken. Die Habi-

tués der großen Oper sind untröstlich darüber, la belle Espangolet so lange schon zu vermissen.

„Es gilt," rief Mola, in der sich wieder der Ehrgeiz der Tänzerin zu regen begann; „wenn Sie mir ein Gastspiel als Solotänzerin auswirken, so bin ich jeden Augenblick bereit, nach Paris zu reisen."

„Und Twist?" fragte der große König des Feuilletons.

„Der muß mit mir, ça s'entend," erwiderte die Tänzerin entschieden, denn sie glaubte jetzt mehr Einfluß als je über den Virtuosen zu besitzen.

„Nun wohl! dann ist es abgemacht. Sie brauchen gar nicht zu warten, bis ich mit Herrn Pillet Ihretwegen gesprochen habe. Reisen Sie nur sogleich, wenn dieses langweilige deutsche Fest hier zu Ende ist, nach Paris, und ich bürge Ihnen mit meinem Worte dafür, daß Sie als Solotänzerin auftreten sollen."

Während Twist sich aber mit dem Directorium und dem Festcomité herumstritt, um einige wirklich nothwendige Maßregeln, welche das an-

erkannterweise, mit seltener Tactlosigkeit begabte Comité nicht annehmen wollte, durchzusetzen, hatte seine Mola Gelegenheit gefunden, die Bekanntschaft eines jungen, reichen und liebenswürdigen Kaufmannssohns aus Bonn zu machen und unbeschadet der Liebe und Treue, die sie dem Clavierpauker geschworen hatte, eine Liaison mit demselben anzuknüpfen.

Twist hatte zwar davon erfahren, ließ, jedoch in der frohen Hoffnung, daß der Sohn Merkurs ihm seinen Plagegeist vom Halse schaffen werde, der Sache ihren freien Lauf.

„Ma foi,“ sagte Mola, „ein Künstler ist doch liebenswürdiger, als diese lebendigen Rechnenmaschinen von Kaufleuten.“

In diesem Augenblicke brachte ihr ein Bedienter ein Billet. Es war ein duftender Liebesbrief von der lebendigen Rechnenmaschine, in welchem Mola's ziemlich bedeutende quittirte Hôtel-Rechnung lag.

„Santa Madonna! welche Unverschämtheit!“ rief Mola aus. „Wie kann er sich um meine

Schulden bekümmern und sich unterstehen sie zu bezahlen. Wozu wäre denn Twist da?"

„Sie nahm eine Anzahl Banknoten, die den Betrag der Rechnung ausmachten, aus ihrem Schreibtisch, schloß sie in ein Briefcouvert ein, und schrieb folgendes Billet dazu.

„Mein Herr!

Sie erzeigen mir sehr am unrechten Platze Aufmerksamkeiten. Meine Gasthausrechnungen bin ich gewohnt, selbst zu bezahlen. Sie erhalten daher beifolgend den Betrag der für mich bezahlten Rechnung zurück.

Ihre

Mola Lontes.

Sehr entzückt über eine solche Noblesse der Gesinnung, kaufte ihr der junge Kaufmann sogleich ein sehr schönes Armband, gegen welches sich Mola nicht so grausam, wie gegen die quittirte Rechnung bewies.

Unter solchen Umständen konnte es den Sohn Mercurs allerdings nicht sehr angenehm überraschen, als er nach wenigen Tagen folgendes Briefchen erhielt.

Lieber Freund!

Ich brauche sehr nothwendig zweihundert Louisd'or. Haben Sie die Güte, mir diese Kleinigkeit zu leihen, und sogleich zu überschicken.

Ihre aufrichtige

Mola.

Was war da zu thun? Der Unglückliche mußte bonne mine à mauvais jeu machen, und siegelte seufzend die Louisd'ore ein.

Unterdessen war der Tag herangerückt, an welchem das Beethovenfest, wie alle deutschen Feste, in eine große Zweckesserei als sublimste Spitze auslaufen sollte. Was haben die Deutschen nicht schon Alles zweckgegessen. Herwegh und Ronge, Mozart und Beethoven, Itzstein und Hecker, und nun neulich gar noch die preußische Constitution vom 3. Februar. Da kann man wirklich ausrufen: Prost die Mahlzeit.

Alle Vorbereitungen waren in Bonn getroffen, — aber fragt mich nur nicht wie — und man setzte sich zu Tische.

Bald wurde angefangen, zu toasten, denn es ist eine liebenswürdige Eigenschaft des Deut-

schen, daß er den Spruch: leben und leben lassen, besonders bei Tische sehr beherzigt. Schade nur, daß er dann gewöhnlich solche Todte leben läßt, die er, während sie wirklich lebten, verhungern ließ.

„Twist, votre verre," rief Mola dem ihr gegenüber sitzenden Virtuosen zu, indem sie ihr mit Champagner gefülltes Kelchglas erhob.

Twist stieß mit ihr an: Vive l'amour!

„Et le vin de Champagne!" fügte Mola hinzu, da sie vielleicht schon etwas die Wirkungen des Weines, den sie leben ließ, verspüren mochte.

Unterdessen hatten sie am oberen Ende der Tafel ruhig weiter getoastet, bis endlich irgend ein Ultranationaler durch einen Toast, ich weiß nicht mehr, war er auf die Wiedereroberung des Elsaß, oder auf den Verfasser des Rheinliedes, den armen Nicolas Becker gerichtet, den Patriotismus der anwesenden Franzosen beleidigte, worauf sich ein allgemeiner Tumult erhob.

Twist sprang auf, um zu vermitteln und zu beschwichtigen, Mola, um sich auf die französi-

sche Seite zu schlagen, und wenn es dazu kommen sollte, die Auswüchse deutschen Nationalgefühles durch Reitgertenhiebe zu entfernen.

Leider sollte ihr das Vergnügen nicht zu Theil werden. Twist hielt eine sehr geistreiche Rede, welche ohngefähr so lautete:

„Meine Herren — allerdings kann nicht in Abrede gestellt werden — daß — in Anbetracht aller Umstände — deutsches Nationalgefühl und französischer Patriotismus — indessen, wenn Sie bedenken wollen — freilich — der Elsaß — jedoch — Nicolas Becker — jeune homme de talent — nichts desto weniger — Vermittelung — Völkerfrühling — Kosmopolitismus — enfin, umarmen Sie sich, meine Herren.“

Diese Rede erreichte ihren Zweck vollkommen. Die Gegner sanken sich gerührt in die Arme, was um so natürlicher aussah, als der viele genossene Wein das zur Rührung unumgängliche Wanken der Beine täuschend nachmachte.

„Vive Twist!“ rief die Versammlung, „Twist, der Friedensstifter! „Das hast Du dumm gemacht,“ sagte Mola, als der Virtuose

seinen Platz ihr gegenüber wieder einnahm; „ich freute mich schon auf einen allgemeinen Kampf. Vaurien! warum mußtest Du mir die Freude verderben?"

„Mais mon dieu! Mola," sagte Twist, „denke Dir nur, was Deutschland und Frankreich, ja, was ganz Europa dazu gesagt hätte, wenn man sich bei dem ohnedies verunglücktem Beethovenfeste zu guter Letzt noch geprügelt hätte.

„Que c'est que ça me regarde?" rief Mola, „Frankreich, Deutschland und ganz Europa. Twist, versez moi. Vivent les coups de cravache."

Twist sah, daß es die höchste Zeit sei, mit Mola sich zu entfernen. Sie fing an, das zu werden, was die deutschen Studenten „angerißen" nennen.

„Je veux rester vaurien," sagte sie, als er aufstand, und sie aufforderte, ihm zu folgen; „je veux rester. Gehe allein nach Hause, wenn Du willst. Mir gefällt es hier."

Nur mit großer Mühe gelang es dem Virtuosen endlich, Mola mit sich fortzuziehen, und

so weiterem Skandale, der bei dem Zustande, in welchem sich Mola befand, unvermeidlich gewesen wäre, vorzubeugen.

Tags darauf reiste Twist mit Mola nach Paris.

Dort hielt sein Verhältniß zu ihr noch einige Zeit lang in der Art und Weise, wie solche erzwungene Verhältnisse überhaupt halten können; das heißt, unter fortwährendem Zank und Stürmen.

Twist dachte aber jetzt ernstlich daran, Mola endlich los zu werden. Er hatte ihre Jugendgeschichte erfahren, und wußte daher, daß sie es nie wagen werde, nach Spanien zurückzukehren.

„Mola," sagte er daher eines Tages, „wir reisen übermorgen wieder ab."

„Das ist schön," meinte Mola. „Paris langweilt mich auch schon wieder, und der dicke Jules Janin hat auch noch nicht Wort gehalten, und mir ein Gastspiel an der großen Oper verschafft. Aber wohin reisen wir denn?"

„Nach Madrid!"

„Nach Madrid? Nicht möglich! dorthin darfst Du nicht, denn da kam ich ja nicht mit."

„So? und warum denn nicht? ich dachte gerade, es würde Dir Freude machen, Dein Vaterland wieder zu sehen."

„Treuloses Ungeheuer! Du verhöhnst mich noch; habe ich Dir doch selbst die Geschichte mit dem Chiclanero erzählt."

„Ja so; dieser freundschaftliche Rippenstoß mit dem Dolche, daran dachte ich nicht; das ist freilich etwas Anderes. Allerdings wäre es unter diesen Umständen für Dich gefährlich, nach Spanien zu reisen."

„Und Du?"

„Ich habe keinem Menschen einen Dolchstoß gegeben, und sehe daher gar nicht ein, warum ich nicht nach Madrid reisen sollte."

„Elender, Du reisest gerade deshalb nach Spanien, weil Du weißt, daß ich Dir dorthin nicht folgen kann. Aber Du sollst nicht nach Madrid reisen; ich sage Dir, Du sollst nicht!"

„Ich muß; ich habe mich verpflichtet, dort zu spielen, und mein Wort ist mir heilig."

„Ja, wenn Du es darauf gegeben hast, Tasten zu zerschlagen, Saiten zu zersprengen, und dafür Geld einzustreichen, nicht aber, wenn Du einem Mädchen, das Dich liebt, etwas versprochen hast.„

„Pah! Mola, sei vernünftig! Ich hoffe, wenn Du mich wirklich liebst, so wirst Du meinem Glücke nicht im Wege stehen wollen, denn ich muß Dir nur im Vertrauen gestehen, daß ich sehr mit dem Plane umgehe, Eure kleine Königin Isabella, welche die Diplomaten nicht unter die Haube zu bringen wissen, aus purer Menschenfreundlichkeit, um der Sache einmal ein Ende zu machen, zu heirathen. Wenn das geschehen ist, Mola, dann erlasse ich eine große allgemeine Amnestie, in welcher Du auch mit begriffen sein wirst, und dann kannst Du auch wieder nach Spanien zurückkehren. Bist Du damit zufrieden?"

Der Künstler sagte dies mit einem solchen Anfluge von Humor und guter Laune, daß Mola ihrem Drange zum Lachen nicht widerste-

hen konnte. Nachdem sie sich ausgelacht hatte, sagte sie zu dem Virtuosen:

„Eh bien, Twist! Mettons la position nette. Du bist ein monstre, ein gaillard; aber man muß lachen über Deine Einfälle. Ich gebe Dich hiermit frei, und verspreche Dir, Dich nicht wieder auf Deinen Reisen zu verfolgen. Ich sehe nachgerade ein, daß Du eben so wenig als ich, zur Treue geschaffen bist. Aber Twist," bei diesen Worten, hielt sie dem Virtuosen ihre kleine weiße Hand hin, „restons amis."

„Vom ganzen Herzen, Mola, sagte Twist," in die dargebotene Hand einschlagend. „Und wenn Du irgend einmal in was immer für einer Beziehung einen Freund bedarfst, so denke zuerst an mich."

So schieden Mola Lontes und Twist von einander, und mir fallen dabei die Dingelstedtschen Verse ein:

„Ein Thor, wer auch die Hefen schlürfte,
Weil er den Becher ausgeleert!
Wir wären, wenn's so enden dürfte,
Einer des Andern nimmer werth."

Siebentes Kapitel.

Mola's Debüt.

Als Twist abgereist war, um die kleine Königin Isabella von Spanien zu heirathen, und dann seiner Mola Amnestie zu ertheilen, ging diese zu Jules Janin.

Der allmächtige Feuilletonist war zwar gerade sehr beschäftigt; aber nichts desto weniger wurde die Tänzerin vorgelassen. Es war auch in der That schwer, Mola Lontes nicht vorzulassen, da sie die liebenswürdige Gewohnheit hatte, die Bedienten zu prügeln, und dann mit Gewalt in das Zimmer des Herrn zu dringen.

Wir treten also mit ihr in die Wohnung eines französischen Schriftstellers ein. Ein fürst-

licher Luxus blendet und verwirrt unsere Augen. Ueberall kostbare Gemälde und Vasen, antike Waffen und Geräthschaften neben den elegantesten neumodischen Nippsachen, überall Gold und Silber, Sammet und Seide, Ebenholz und Elfenbein.

Ein betreßter Bedienter führt uns in das Arbeitszimmer des großen Jules, dem es auf ein paar geographische oder historische Schnitzer in seinem an dergleichen Zufälligkeiten reichen Leben nicht ankömmt. Er hat mit der liebenswürdigsten Naivetät drucken lassen: „Theodor Körner habe seine begeisterten Kriegslieder in Paris eine Stunde vor dem Ausbruche der französischen Revolution gesungen, sei aber dann als ein echter Bierheld nach Deutschland zurückgeflohen.“ Jules Janin ist der seichteste, erbärmlichste, unwissendste Schwätzer, und doch hat er eine fürstliche Wohnung, eine Anzahl Bedienten, eine Equipage, und ein Landhaus, während bei uns die geistreichsten jungen Gelehrten, die talentvollsten Dichter zu Grunde gehen.

Woher kommt dies? Ich will es euch sagen. Weil die Franzosen wahres Nationalgefühl haben und wir nicht, weil sie nicht ihre Talente verhungern lassen, um sich selbst kümmerlich mit den Brodsamen, die von dem Tische fremder Literaturen in Gestalt von schlechten Uebersetzungen fallen, zu ernähren, weil ein französischer Buchhändler nicht eigens nach dem Wohnorte eines ausländischen Schriftstellers reisen würde, um ihn um Gotteswillen zu beschwören, ihm das ausschließliche Recht, eine Uebersetzung seiner unsterblichen Werke für eine Summe zu verkaufen, die er nicht für das beste Originalwerk bezahlen würde, weil — ja ich könnte noch so manches „Weil" anführen, aber sie würden für unsere Nation zu demüthigend ausfallen.

Janin empfing die Tänzerin ungemein artig.

„Sie haben Ihr Wort nicht gehalten," sagte Mola gleich beim Eintreten.

„Wie so?" fragte Jules Janin.

„Nun, Sie haben mir in Bonn eine Gastrolle an der großen Oper versprochen, und ich habe seitdem nichts weiter davon gehört."

„Allerdings habe ich Ihnen eine Gastrolle an der großen Oper versprochen und mein Versprechen auch keineswegs vergessen; aber ich konnte nur bis jetzt nicht dazu kommen mit Herrn Pillet darüber zu sprechen. Bedenken Sie nur, was ich zu thun habe. Die ganze Welt hat sich gegen mich verschworen und plagt mich, der um eine längst versprochene Vorrede, der um einen Feullitonsartikel, der um eine Reclame, jener um eine Kritik. Es ist zum Tollwerden!"

Mola blieb während dieser Expectoration, welcher der König des Feuilletons mit einem ziemlich starken Beigeschmacke von Anmaßung und Selbstzufriedenheit von sich gab, ganz ruhig und theilnamlos.

„Sie sind in der That sehr zu bemitleiden, armer Janin," sagte sie dann ironisch, „aber das Alles kann mir nichts nützen, und ich kann keine Rücksicht darauf nehmen. Sie haben gesagt, ich möge nur auf Ihre Verantwortung nach Paris kommen. Das habe ich gethan, und nun will ich mich nicht hier langweilen und mein Geld verzehren, sondern mein Gastspiel haben."

Ein sarcastisches Lächeln zuckte bei den Worten Mola's: "mein Geld verzehren" um die Lippen des Feuilletonisten, indessen unterdrückte er es, und sagte:

„Wenn Sie mir meine bisherige Saumseligkeit verzeihen wollen, so verspreche ich Ihnen, schöne Mola, morgen Vormittag eigens zu Herrn Pillet zu fahren, um über diese Sache mit ihm zu sprechen."

„Eh bien alors c'est fini! Aber wissen Sie was, liebster Janin, ich verstehe mich sehr schlecht auf Contracte und derlei Geschäftssachen. Sie könnten das auch gleich für mich in Ordnung bringen. Versteht sich, daß ich sobald als möglich aufzutreten und dafür so viel Geld als möglich zu bekommen wünsche."

„Ich werde mein Möglichstes thun, Ihr Interesse zu wahren, reizende Mola, aber Sie wissen, man ist bei Allem, was man thut, ein wenig eigennützig. Wenn Sie durch meine Vermittlung ein Gastspiel erhalten, wenn Sie, wie ich nicht zweifle, Furore machen, wenn Sie die Löwin des Tages sein werden, werden Sie dann

auch wenig dankbar und gefällig gegen den feurigen Bewunderer Ihrer Reize sein?"

„Vat'en, alter, dicker Sünder," sagte Mola lachend, indem sie vom Stuhle aufstand. „Darüber wollen wir weiter sprechen, wenn ich erst meinen Contract in der Tasche habe; es ist daher Ihr eigner Vortheil, daß derselbe so günstig als möglich für mich lautet. A revoir denn."

„A revoir, so hoffe ich, und auf ein öfteres, langes, inniges revoir," rief ihr der Feuilletonist nach.

Vieux gredin! dachte sich Mola, wenn ich erst mein Gastspiel an der großen Oper habe, dann weiß ich mir freigebigere und liebenswürdigere Anbeter zu finden, und dann will ich Dir auch auf Deinen unverschämten Antrag antworten. Bis dahin adieu!

Jules Janin hielt Wort. Am andern Tage bekam die Tänzerin ein süßduftendes Billet, in welchem ihr der König des Feuilletons anzeigte, daß er vorläufig ein dreimaliges Auftreten an der großen Oper mit fünfhundert Francs für den Abend von Herrn Leon Pillet für sie ausgewirkt

habe. Gefiele sie, woran zu zweifeln Frevel wäre, so würde sich Herr Leon Pillet bereit finden lassen, ihr noch ein öfteres Auftreten und höheres Honorar zu bewilligen.

Janin ließ sogar in seinem Schreiben die Möglichkeit eines beständigen Engagements durchblicken und schloß mit den Betheuerungen seiner aufrichtigsten Freundschaft und Ergebenheit.

Mola suchte nun ihre Tanzschuhe und fleischfarbenen Tricots, die sie schon lange nicht mehr benutzt hatte, hervor, und übte sich täglich ein paar Stunden auf ihrem Zimmer in den kühnsten Pas und Pirouetten des Bolero, zum großen Ergötzen ihres vis à vis, eines jungen Studenten der Rechte aus der Provinz, dem seine Eltern sehr viel gute Rathschläge, aber sehr wenig Geld mit nach Paris gegeben hatten, und den also der Zufall auffallend begünstigte, das umsonst zu sehen, was gegen Entrée zu betrachten, ihm seine Geldmittel keineswegs erlaubt hätten.

Bald begannen die Proben auf dem Theater. Als Mola tanzte, schüttelten sowohl der Balletmeister, als auch die Tänzer und Tänze-

rinnen, die zugegen waren, die Köpfe. Wahrhaftig das Pariser Corps de Ballet ist gerade nicht so prüde und das Publikum eben so wenig; aber das schien denn doch nach dem Göthe'schen Ausspruch;

„Erlaubt ist, was sich schickt"

über die Grenzen des Erlaubten hinaus zu gehen, und die Municipalgarde wäre unfehlbar gegen diese Pas, wenn sie in der chaumière oder auf dem bal Mabile getanzt worden wäre, eingeschritten.

Trotzdem konnte man durchaus nicht sagen, daß Mola's Tanz unanständig und somit unschön gewesen sei. Nein, durchaus nicht! Er war schön, nur lag in demselben eine so heiße südliche Färbung, eine so üppige sinnliche Glut, daß die Polizei von ihrem Standpunkte aus, der ein moralischer und kein ästhetischer ist, sich bewogen fühlen konnte, einzuschreiten.

Der verhängnißvolle Abend kam und mit ihm ein Resultat, welches in der That Niemand erwartet hatte. Nicht die Polizei schritt ein, sondern das Publikum war mit einem Male unge-

heuer moralisch geworden und die frivolen Pariser waren prüde. Die Damen verließen nach dem ersten Tanze Mola's das Theater und die Herren pfiffen sie nach allen Regeln der Kunst aus.

Das scheint unerklärlich; aber in Paris giebt es nichts so Unmögliches und Unerklärliches, was nicht täglich geschähe. Zum Unglück für die arme Mola war gerade jetzt durch einen jungen Kanzelredner mit feurigen Augen, interessanten bleichen Wangen, wohltönender Stimme und glühender Einbildungskraft, Tugend und Frömmigkeit unter den höheren Ständen so Mode geworden, wie später die Polka. Man ging in die Kirche, wie man auf dem Ball ging, nur, daß man beinahe eine noch sorgfältigere Toilette dazu machte. Es ist dies ja natürlich. Man muß dem lieben Gott doch nöch mehr Ehre erweisen als den Menschen.

Dies mag die Frauen größtentheils dazu bestimmt haben, das Theater zu verlassen, als die schöne Andalusierin tanzte; vielleicht kam auch etwas Neid auf eine Schönheit hinzu, von der sich die

Meisten eingestehen mußten, daß sie die ihrige weit übertreffe.

Genug, die Damen gingen und die Männer hielten es für ihre Pflicht, das Vertreiben derselben durch furchtbares Pfeifen und Toben zu rächen.

Mola war hinter die Coulissen zurückgetreten und wüthete dort, wie eine verwundete Löwin.

„Die Elenden . . . es ist schändlich . . . es ist feig . . . es ist erbärmlich . . . ein wehrloses Weib zu verhöhnen und zu beschimpfen . . . .“

Vergebens suchte man sie von allen Seiten zu beruhigen, und sie darauf aufmerksam zu machen, daß es oft denjenigen Künstlern, die später die entschiedendsten Lieblinge des Publikums wurden, bei ihren ersten Auftreten nicht besser ergangen sei.

„Nein!“ rief sie aus . . ich will nochmals hinaus auf die Bühne . . . ich will es ihnen in's Gesicht sagen, daß es feige . . . daß es nicht französisch sei, ein Weib zu beleidigen.“

Nur mit großer Mühe konnte man sie von der Ausführung dieses Vorhabens, welche jeden-

falls das Uebel noch verschlimmer hätte, abhalten.

In diesem Augenblicke trat Herr Leon Pillet mit Herrn Beaujarrier, dem Geranten einer großen Zeitung, auf die Bühne.

Mola stürzte sogleich auf den Director der großen Oper los. „Herr Pillet," sagte sie, „ich habe mich verpflichtet, dreimal aufzutreten, aber Sie werden einsehen, daß nach der Beleidigung, die mir zu Theil geworden, dies nicht mehr möglich ist. Sie müssen, Sie werden von der Erfüllung unsers Contractes abstehen, ebenso wie ich die für den heutigen Abend bedungenen fünfhundert Francs nicht annehmen werde."

„Beruhigen Sie sich mein Fräulein," sagte Pillet; „es fällt mir gar nicht ein, nach dem, was vorgefallen ist, auf der Erfüllung unsers Contractes zu bestehen; ich könnte es um meiner selbst Willen nicht und hatte mich schon darauf gefaßt gemacht, Ihnen ein ansehnliches Reugeld wegen Contractlösung zu bezahlen, da Sie mir aber selbst so freiwillig und freundlich die Hand dazu bieten, so ist es mir um so lieber. Erlauben

Sie mir, daß ich Ihnen hier meinen Freund Beaujarrier, den Geranten eines unserer einflußreichsten Blätter, vorstelle."

Ein Gedanke schoß durch Mola's Seele. Sie hatte lange genug in Paris gelebt, um zu wissen, daß sich sogleich die ganze scandalsüchtige Presse vom Charivari bis zum Satan-corsaire auf ihr unglückliches Debüt stürzen werde, und es kam ihr daher jetzt gerade, wo sie eines Schutzes in der Presse bedurfte, sehr gelegen, dem Geranten eines einflußreichen Blattes gegenüber zu stehen. Sie bekämpfte daher, so gut es passen wollte, ihr Aufregung, um ihrer Liebenswürdigkeit gegen den zu kirrenden Geranten freien Spielraum zu lassen.

„Sie sehen, oder vielmehr Sie hören mein Unglück," sagte Mola lächelnd, „werden Sie auch mit den erbarmungslosen Journalen Chorus machen, die jetzt wie eine Meute Bluthunde über ein armes, wehrloses fremdes Mädchen herfallen werden, um es zu verhöhnen und zu vernichten?"

„Gewiß nicht," erwiderte Beaujarrier; „die

Journalisten, welche das thun sollten, kennen Sie nicht, und verstehen etwa so wenig von der Tanzkunst, als der vornehme prüde Pöbel, der da draußen lärmt und zischt. Wenn Sie Nonnen tanzen sehen wollen, so sollen Sie nicht in die große Oper gehen. Was ist der Tanz anders, und was soll er anders sein, als ein verkörpertes Sinnbild der Liebe und des Genusses, und von diesem Standpunkte aus betrachtet, haben Sie vortrefflich, haben Sie entzückend getanzt, und wenn nicht gerade bei den Damen die langweilige Frömmigkeit Mode wäre, so hätten die Männer eben so rasend applaudirt, als sie jetzt pfeifen."

„Es liegt ein Trost in dem, was Sie mir da sagen," erwiderte Mola, „und ich bin Ihnen unendlich dankbar für diesen Trost. Also kann ich darauf zählen, daß Ihr einflußreiches Journal die allzuspitzigen Epigramme, die man gegen mich richten wird, abzustumpfen bemüht sein wird?"

„Gewiß, reizende Mola, was an mir liegt, soll geschehen, um die öffentliche Meinung zu

Ihren Gunsten zu lenken. Aber was wollen wir noch länger hier plaudern? Kleiden Sie Sich um, und erweisen Sie mir dann die Ehre, heute Abend mit mir im Palais royal zu soupiren."

„Ich nehme Ihre gütige Einladung an," sagte Mola, froh darüber, den Journalisten schon ganz in ihren Netzen zu haben.

Beaujarrier war, bis auf seine Neigung zum Spiel und zu den Tänzerinnen, ein sehr achtungswerther Mann. Er hatte sich ohne eigentliches literarisches Talent, durch blosen Fleiß, Rechtlichkeit und Geschäftseifer zum Geranten eines der größten und einflußreichsten pariser Journale emporgeschwungen, und genoß nun in dieser Stellung außer dem Ansehen und dem Einflusse, die sie gewährte, so bedeutende Einkünfte, daß er seine Familie aufs Freigebigste unterstützen und selbst einen fürstlichen Aufwand machen konnte.

Man kann sich leicht vorstellen, daß eine so überaus angenehme Lebensstellung in Paris, wo es von jungen Leuten wimmelt, die ihr Glück

machen wollen, nicht unbeneidet blieb. Beaujarrier kümmerte sich indeß wenig um die öffentlichen und geheimen Angriffe, die er erfuhr. Wenn sich gerade eine Gelegenheit dazu bot, so erwiderte er sie, scharf und schlagend, sonst ignorirte er sie, das beste Verfahren unstreitig, um seine Neider und Angreifer zu ärgern.

Nach wenigen Augenblicken kam Mola in ihrer gewöhnlichen Kleidung aus der Garderobe. Sie nahm Beaujarrier's Arm und verließ mit ihm das Theater.

Unten wartete eine elegante Equipage auf den Journalisten, der mit seiner Begleiterin in dieselbe stieg und dem Kutscher „au palais royal!" zurief.

Dort angekommen, führte der Journalist die schöne Tänzerin zu einem der eleganteſten unter den zahlreichen restaurants des palais royal.

Die Gaslichter flammten hell über den glänzend eingerichteten Saal und die ausgewählte Gesellschaft, die sich in demselben befand.

„Es ist zu laut und zu lärmend hier," sagte Beaujarrier, „nicht wahr, Mola?"

Mola antwortete nicht; aber ein verrätherisches Lächeln um ihren Mund ließ ahnen, daß es ihr nicht gerade unangenehm sein würde, mit dem Journalisten allein zu soupiren.

Ermuthigt dadurch, bestellte Beaujarrier ein ungemein feines und kostbares Souper mit Champagner, Austern und Trüffelpastete, und ließ dasselbe nach einem cabinet particulier, wohin er seine Eroberung geführt hatte, bringen.

Die Tänzerin entwickelte bei diesem Souper eine so hinreißende Heiterkeit und Anmuth, sie wußte ihren Liebhaber durch so Manches, was sie ihm gewährte, um so lüsterner nach dem Vielen, was sie ihm versagte, zu machen, daß er ihr am anderen Tage eine elegante Wohnung miethete, und sie im nobelsten Style von der Welt entretenirte.

Hier war es aber doch ein anderes Verhältniß, als Mola einst mit dem alten und lächerlischen d'Enonville gehabt hatte. Beaujarrier war in den besten Jahren; dabei ein Mann von gewandtem Wesen und achtungswerthem Character, so daß selbst die zucht- und rücksichtslose

Mola eine gewisse Art von Respect vor ihm hatte.

„Kannst Du gut Pistolen schießen, lieber Freund?" sagte sie eines Tages zu ihm.

„Fast gar nicht," erwiderte Beaujarrier.

„Das ist sehr schade, und unrecht von Dir obendrein. Ein Mann kann eine solche Fertigkeit sehr gut im Leben brauchen; ist sie ja sogar mir einmal zu Statten gekommen. Weißt Du was, wir wollen nach einem Schießstande fahren."

Beaujarrier willigte ein.

Mola hatte wirklich nicht renommirt; sie schoß vorzüglich. Beaujarrier traf dagegen kaum die Scheibe.

„So sieh doch einmal her," sagte Mola; „es ist ja ganz leicht; gieb Acht, ich will jetzt den dritten Ring treffen da — und jetzt das Schwarze — hier."

„Du hast gut reden, daß das leicht sei," entgegnete Beaujarrier lachend; „denn erstens hast Du ein besseres Auge, als ich, und zweitens bist

Du geübt. Aber die Sache beginnt mich zu langweilen, laß uns fort."

„Willst Du Dich nicht täglich eine Stunde hier üben," fragte Mola, „es wäre Dir sehr nützlich, in einem Monate könntest Du es weit genug bringen."

„Wozu?" fragte Beaujarrier; „ich habe noch kein Duell gehabt, und hoffe bei meiner ruhigen und friedfertigen Natur auch keines zu bekommen. Meine Zeit ist mir zu kostbar, um sie auf unnütze Dinge zu verschleudern. Komm!"

„Man kann doch nicht wissen, was für Fälle eintreten," sagte Mola; „wenn Du meinen Rath befolgst, so übst Du Dich eine Stunde täglich."

Ein prophetischer Geist schien hier aus der Tänzerin gesprochen zu haben, wie wir bald genug sehen werden.

Noch an demselben Abende ging Beaujarrier zu einem kleinen Souper bei einem der Restaurants des palais royal. Er fand dort eine kleine Gesellschaft, größtentheils aus Journalisten und jungen Schauspielerinnen bestehend.

Der Ton war, wie man sich bei solchen

Elementen der Geselligkeit leicht denken kann, ein ziemlich freier. Man trank vielen Champagner, und Beaujarrier etwas mehr, als er vertragen konnte.

In dieser Gesellschaft befand sich auch ein junger Creole, Namens Duvallon, der eine ziemlich ausgesprochene Abneigung gegen Herrn Beaujarrier hegte, die dieser ebenfalls von ganzem Herzen erwiderte. Die Gründe dieser gegenseitigen Antipathie bestanden theils in der feindlichen Stellung der Journale, an welchen die beiden Männer betheiligt waren (denn auch Duvallon war Journalist) theils in Aeußerungen, die sie gegenseitig übereinander gethan hatten, und die ihnen bie Klatschsucht sogenannter Freunde berichtet hatte.

„Anais! je gage qu'avant un mois je coucherai avec vous,“ rief Beaujarrier in einem Anfluge von toller Champagnerlaune aus, indem er mit der jungen hübschen Schauspielerin Athenais anstieß.

Die Schauspielerin selbst, welche dieser allerdings derbe Scherz galt, lachte und sagte, indem

sie dem Journalisten einen leichten Schlag auf die Schulter gab.

„Insolent! Sie sind eben so eingebildet, als abgeschmackt.“ Obgleich also die Betheiligte die Sache selbst als blosen Scherz behandelte, so fand sich Herr Duvallon doch bewogen, sich zum Ritter der beleidigten Unschuld aufzuwerfen, und es entstand jetzt ein Streit, der nur mit Mühe von den Anwesenden beschwichtigt wurde.

Um den unangenehmen Eindruck, der durch diesen Zwischenfall hervorgerufen worden war, zu verwischen, setzte man sich zu einer Partie Lansquenet, ein Spiel, welches damals in Paris gerade sehr en vogue war.

Aber bald hatte dieses Spiel zu einem neuen Streite zwischen den beiden Gegnern Veranlassung gegeben.

Beaujarrier verlor nämlich so anhaltend und viel, daß am Ende seine Börse erschöpft war, und er an Herrn Duvallon noch zehn Louisd'or zu bezahlen hatte.

Es war natürlich, daß er einem Manne, mit dem er eine halbe Stunde zuvor einen hef-

tigen Streit gehabt hatte, kein Geld schulden wollte; er rief daher den Besitzer der Restauration, und ließ sich von demselben, der ihn als reichen und sichern Mann kannte, zehn Louisd'or vorstrecken, um sie seinem Gegner zu bezahlen.

Duvallon fand aber in dieser dringenden Eile Beaujarriers, sich seiner Verpflichtung gegen ihn zu entledigen, eine neue Beleidigung gegen sich, und verließ nach einem kurzen Wortwechsel das Zimmer mit den Worten:

„Monsieur Beaujarrier, votre figure me deplait souverainement.“

Achtes Kapitel.

Une cause célèbre.

Wer kennt ihn nicht, diesen peinlichen, spannenden Zustand, in welchen uns, wenn ein Duell einmal unvermeidlich geworden ist, die sich oft so sehr in die Länge ziehenden Verhandlungen über Waffen, Ort, Zeit und so weiter, versetzen. Diese Zwischenzeit, während welcher die Secudanten von einer Partei zur andern gehen, um die Bedingungen des Kampfes festzusetzen, ist gewiß die unangenehmste Beigabe jeder Ehrensache.

Ist einmal Alles in Ordnung, dann weiß man sich, wenn man sonst gerade keine Memme

ist, zu fassen, und der Entscheidung kühn und unverwandt in's Auge zu sehen.

In dem gegenwärtigen Falle zogen sich diese Vorverhandlungen sehr in die Länge.

Wir wissen, daß Beaujarrier ein sehr schlechter Schütze war, und man kann es daher nicht für Feigheit erklären, wenn er Bedenken trug, einem Manne, wie Duvallon, der den größten Theil des Tages auf dem Schießstande lag und sich selbst gerühmt hatte, er dürfe nur das Auge eines Menschen sehen, um demselben eine Kugel durch den Kopf zu jagen, mit der Pistole in der Hand entgegenzutreten.

Beaujarrier ging daher zu seinem Freunde, dem großen Alexander Dumas, der in dem Ruf ungemeiner Sachkenntniß in Duellsachen steht, obwohl man nicht eben viele Ehrenkämpfe aufzählen kann, die er wirklich ausgefochten hätte, um sich Raths zu erholen.

„Eine schlimme Sache,“ sagte Dumas, Marquis de la Pailleterie achselzuckend, „eine sehr schlimme Sache. Dieser Creole Duvallon schießt wirklich ausgezeichnet, wie mir Adolph, der ihn

oft auf dem Schießstande gesehen hat, erzählte. Und Sie verstehen sich wohl nicht besonders auf die Pistole."

„Durchaus nicht, ich fehle fast regelmäßig die Scheibe."

„C'est facheux; indessen wollen wir sehen, was sich thun läßt; vielleicht können wir machen, daß Duvallon den Degen wählt, mit dem werden Sie doch umzugehen wissen."

Ueber dem Schreibtische des Verfassers von Monte Christo hing ein großer Degen mit goldenem Griff und sammtener edelsteinbesetzter Scheide.

Beaujarrier nahm ihn von der Wand herab und zog ihn, jedoch auf eine so ungeschickte regelwidrige Art und Weise, daß Dumas sogleich sagte:

„Sie haben noch nie einen Degen in der Hand gehabt; das ist freilich sehr fatal; denn, wenn Sie nicht fechten können, so sind Sie mit dem Degen fast noch schlimmer daran, als mit der Pistole."

„Gewiß," sagte Beaujarrier, die Waffe wieder an ihren Platz hängend. „Ich denke auch, wir bleiben bei der Pistole. Es ist doch eine Art von Gottes Fügung, die den Lauf einer Kugel lenkt. Und bei dem Degen liegt es in seiner Macht, mich, den Unerfahrenen in der Handhabung der Waffe, auf eine für mich demüthigende und lächerliche Art, zu schonen, und das will ich nicht zu ertragen haben, von ihm gerade am Allerwenigsten."

„Nun, mein lieber Beaujarrier," sagte Dumas nach einer Weile, „so wollen wir suchen, die ganze Sache rückgängig zu machen; die Beleidigung ist ja keine so tödtliche —

„Nein, nein, Dumas," sagte der Gerant heftig, „daran ist nicht zu denken; ich habe noch kein Duell gehabt und auch keine Veranlassung dazu; schlage ich die erste, die mir geboten ist, aus, so wird man mich für einen Feigling halten und zehn neue Beleidigungen und Herausforderungen würden die Folge davon sein. Schlage ich mich aber mit diesem bramarbasirenden Creolen, so werden meine Feinde Respect vor mir

bekommen und mich in Ruhe lassen. Es ist besser so, glauben Sie mir."

„Nun wohl," sagte Dumas, „ich ehre Ihre Gründe und Gesinnungen und muß Ihnen größtentheils Recht geben. Wenn Sie sich also durchaus schießen müssen, so bedienen Sie sich dieser Pistolen hier," damit nahm er ein elegantes Pistolenbesteck aus seinem Schreibtische; „ich habe sie erst vor wenigen Tagen bei Lepelletier gekauft und noch Niemand hat daraus geschossen. Sie sind Ihrem Gegner eben so fremd, wie Ihnen und können daher das Uebergewicht, welches er ohnedieß durch seine Geschicklichkeit über Sie hat, nicht noch vermehren."

„Gut! ich will zu Ihnen um die Waffen schicken," damit entfernte sich Beaujarrier von Dumas.

Unterdessen machte Duvallons Secundant wider alles Erwarten gegen die Pistolen des Herrn Dumas Einwendungen und versprach selbst Waffen herbeizuschaffen, von denen er auf sein Ehrenwort versichern könne, daß sie dem Creolen fremd seien.

Man wollte sich schon am nächsten Tage in einem näher bestimmten Theile des bois de Boulogne treffen, da Beaujarrier, nur um die Sache einmal zu Ende zu bringen, die Pistolen seines Gegners annahm.

Beaujarrier und sein Secundant mußten in der größten Kälte anderthalb Stunden auf die Gegenpartei warten; endlich erschien der Creole mit seinem Secundanten; er entschuldigte sich auf die gerechten Vorwürfe, die man ihm machte, leicht und obenhin, er habe lange kein Miethcabriolet finden können.

Man schritt zum Laden.

Als Beaujarriers Secundant seinen Finger in die Mündung der Pistole steckte, zog er ihn ganz geschwärzt heraus, ein deutlicher Beweis, daß die Pistole noch vor Kurzem gebraucht sein mußte.

Die Einwendungen, die er jetzt natürlich gegen die Zulässigkeit der Waffen erhob, wurden durch den Secundanten des Creolen, einen ehemaligen Offizier in spanischen Diensten, übertäubt und vornehmlich dadurch, daß er mit seinem Ehrenworte

dafür einstand, Herr Duvallon kenne die Waffen nicht, ein Ehrenwort, was mit um so unverantwortlicherer Sorglosigkeit gegeben ward, als Herr Duvallon die Waffen schon am Abende zuvor in Händen gehabt hatte, und, als sein Secundant an diesem Morgen zu ihm kam, nicht zu Hause gewesen war.

Man maß nun die Barrièren ab.

Beaujarrier trat einen Schritt vor, schoß und fehlte.

Darauf ließ er die Pistole, mit der er sich selbst nach den strengsten Duellgesetzen hätte den Kopf decken dürfen, fallen, und stellte sich ganz breit der Kugel seines Gegners entgegen.

Dieser trat so weit vor, als ihm gestattet war, zielte während des Gehens lang und sicher und schoß endlich. Beaujarrier sank mit zerschmettertem Kopfe nieder.

Der Arzt sprang herbei, aber menschliche Hilfe war hier vergebens; der Unglückliche war nach wenigen Secunden todt.

Duvallon entfernte sich mit seinem Secundanten, während der Arzt und der Secundant

des Gefallenen die Leiche in einen Mantel hüllten, um sie in den in der Nähe haltenden Wagen und nach Paris zu bringen, wo Mola und die unglückliche Mutter des Gefallenen diese Schrekkenspost erfahren mußten.

Mola war wenigstens zum Theile darauf vorbereitet. Beaujarrier war seit ein paar Tagen auffallend beschäftigt und zerstreut gewesen, am letzten Abende hatte sie ihn vergebens erwartet, und diesen Morgen ein kurzes räthselhaft abgefaßtes Billet erhalten, worin er von einem wichtigen und ernstem Geschäfte sprach, und ihr für den Fall, daß er sie nicht wieder sehen sollte, Lebewohl sagte.

Desto unvorbereiteter und entsetzlicher traf dieser Schlag die Mutter Beaujarriers, die in ihm nicht nur ihren Sohn, sondern den Ernährer und Wohlthäter der ganzen Famile betrauerte; obwohl auch Mola, als die Leiche in's Haus getragen wurde, alle Fassung verlor, und laut jammernd und weinend auf ihren todten Freund hinstürzte; denn wenn Sie auch eben keine mächtige Leidenschaft für Beaujarrier empfunden hatte,

so hatte sie ihn doch mehr geachtet, als irgend einen ihrer früheren Liebhaber, und sein sanfter, redlicher Character, seine Liebe zu ihr, die Gefälligkeit, mit welcher er allen ihren Neigungen und Launen zuvor gekommen war, hatte ihm auch ihre wärmste freundschaftlichste Zuneigung erworben.

Ein großer Schmerz gleicht alle kleinlichen gesellschaftlichen Rücksichten aus, hebt alle Formen der Convenienz auf.

Beaujarriers Mutter hatte natürlich das Verhältniß ihres Sohnes zu der Tänzerin nie billigen können, hatte natürlich nie anders, als mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung von Mola gesprochen, und jetzt weinte sie mit ihr zusammen an der Leiche ihres Sohnes, ja es gewährte ihrem Schmerze sogar Linderung, ein theilnehmendes Wesen zu finden, das ihren Sohn geliebt hatte, und ihn jetzt bedauerte, und wenn dieses Wesen auch nur die so verachtete spanische Dirne wäre.

„Der arme gute Beaujarrier," sagte Mola; „er hat niemals schießen gekonnt und wollte es auch nicht lernen, wie sehr ich ihn auch zure-

redete. Wenn ich nur etwas Näheres über die unglückliche Geschichte gewußt hätte, ich wäre auf den Kampfplatz geeilt und die Sache hätte eine andere Wendung nehmen müssen. Aber aus seinem unglücklichen Briefe konnte ich nicht recht klug werden, obwohl ich eine Ehrensache ahnte. Der arme gute Beaujarrier!"

Als man die Papiere des Gefallenen untersuchte, fand man ein Testament, in welchem auch, außer seiner Familie, unsere Mola reichlich bedacht war und welches mit folgenden Worten begann:

„Im Begriffe, mich für die nichtswürdigste und erbärmlichste Sache von der Welt zu schlagen, bestimme ich u. s. w."

Was sind das für sociale Verhältnisse, in welchen man sich gezwungen sieht, für eine Sache, die man selbst für nichtswürdig und erbärmlich hält, nicht nur sein Leben, sondern das ganze Glück seiner Familie auf's Spiel zu setzen.

Duvallon hatte sich mit seinem Secundanten nach Brüssel geflüchtet, um den Folgen seiner That zu entgehen. Dieser Schritt scheint auf

ein sehr böses Gewissen zu deuten, denn in Frankreich kommt ein Duellant, der seinen Gegner im ehrlichen gleichen Kampfe getödtet hat, fast immer straflos davon, da das französische Gesetzbuch keine Paragraphen über das Duell hat, und der auf Mord doch nicht angewendet werden kann.

Duvallon schien auch später einzusehen, daß ihn seine Flucht sehr gravire, denn als der Prozeß vor die Assisen von Rouen verwiesen wurde, stellte er sich freiwillig.

Das war wieder einmal Etwas für die neugierigen und scandalsüchtigen Pariser. Eine cause célèbre, wie sie lange nicht dagewesen war. Außer dem Duellanten waren noch Alexander der Große, Marquis de la Pailleterie und einige andere junge bekannte Schriftsteller als Zeugen vorgeladen. Daß Mola dabei nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst.

Die Eisenbahndirection mußte an diesem Tage einen Extrazug absenden, um die crême der Pariser Gesellschaft, die den Verhandlungen über

das berühmte Duell beiwohnen wollte, nach Rouen zu bringen.

Die Verhandlungen begannen.

In dem überfüllten Saale herrschte eine Todtenstille.

Der Anwalt der Krone las die Anklageacte vor, die auf Mord lautete.

Nachdem er einige Details über das frühere Leben des Angeklagten gegeben hatte, die ein sehr zweifelhaftes Licht auf seine Ehrenhaftigkeit und seinen Character warfen, ging er zu dem Duelle selbst über, und hob hier besonders hervor, daß der Angeklagte nicht loyal und ehrlich gekämpft habe. Scheine schon die Weigerung, Pistolen, die noch nie gebraucht worden sind, anzunehmen, sehr befremdend, so sei der Umstand, daß Herr Duvallon an jenem verhängnißvollen Morgen nicht zu Hause gewesen sei, und anderthalb Stunden habe auf sich warten lassen, besonders, wenn man ihn mit der Aussage des Secundanten Beaujarriers zusammenhält, daß nämlich die Pistolen erst vor Kurzem gebraucht zu sein geschienen, und seinen Finger, den er beim Laden in die

Mündung gesteckt habe, geschwärzt hätte, ungemein gravirend. Aus dem Zusammentreffen dieser beiden Umstände ergebe sich der dringende Verdacht, daß der Angeklagte die Pistolen vor dem Kampfe probirt habe, um so mehr, als derselbe in der Voruntersuchung seinen räthselhaften Gang an jenem Morgen nicht hinreichend habe motiviren können. Ueberdies sei das Duell von dem Angeklagten auf die muthwilligste unverantwortlichste Art und Weise hervorgerufen worden, da der gefallene Beaujarrier nach den Zeugnissen aller, die ihn gekannt haben, der ruhigste und friedfertigste Mensch von der Welt war. Der Angeklagte sei dagegen ein notorischer Raufbold und Händelsucher, der schon viele Duelle gehabt habe, und in einem derselben seinem Gegner die Schulter zerschmetterte, der die unglaublichste Fertigkeit im Fechten und Schießen besitze, und für den das menschliche Angesicht, das Meisterwerk der Schöpfung, das Ebenbild Gottes, nichts weiter sei, als ein Scheibe.

Der Anwalt der Krone trug am Schlusse seiner Rede darauf an, den Angeklagten, Herrn

Duvallon, Journalisten, des Mordes für schuldig zu erklären.

Man schritt nun zum Zeugenverhöre.

Unter dem allgemeinen neugierigen Geflüster der Zuhörer wurde Alexander, der große Verfasser von Monte-Christo, vorgerufen.

Um seinen Namen und Stand befragt, erwiderte er: „Alexander Dumas, Davy, Marquis de la Pailleterie, dramatischer Schriftsteller, würde ich hinzusetzen, wenn Frankreich nicht das Dreigestirn Molière, Corneille und Racine besäße.“

Seine Zeugenaussage beschränkte sich darauf, daß der Gefallene durchaus nicht mit den Waffen umzugehen verstanden habe, wie ihm sein Sohn Adolph Dumas versichert, und wie er selbst an der Art und Weise bemerkt habe, wie Beaujarrier einen zufällig in seinem Studierzimmer hängenden Degen gehandhabt habe. Außerdem erzählte er, daß er dem Gefallenen seine neuen, noch niemals gebrauchten Pistolen zu diesem unglücklichen Duelle angeboten, daß

Beaujarrier aber dieselben nicht, wie er versprochen hatte, abholen ließ.

Uebrigens sprach er noch seine Ueberzeugung dahin aus, daß es bei dem stattgefundenen Duell durchaus loyal ehrlich und streng nach dem Code du duel zugegangen sei.

„Code du duel?“ fragte der Präsident des Gerichtes verwundert, „wie so, gibt es also einen eigenen Code über die Art und Weise, seine Mitmenschen zu tödten.“

Nach dieser Frage war die Reihe des Verwundertseins an Dumas.

„Wie, Herr Präsident,“ sagte er, „Sie kennen den Code du duel nicht, Sie besitzen dieses Buch nicht? Es ist das Werk der ausgezeichnetsten Staatsmänner, Offiziere und Schriftsteller, an welchem vielleicht ein halbes Jahrhundert gearbeitet wurde. Sie brauchen nur in die nächste beste Buchhandlung zu schicken; es ist überall vorräthig.“

„Ich danke Ihnen für Ihren Rath,“ sagte der Präsident; „aber dieses Buch soll niemals in meiner Bibliothek Platz finden.“

Dumas trat ab, nachdem er noch zuvor gefragt, ob er nicht nach Paris zurückreisen dürfe, da heute gerade in einem der pariser Theater ein Stück von ihm gegeben werde, und auf die Antwort des Präsidenten, er könne allerdings heute abreisen, müsse dann aber morgen wieder kommen, erklärt hatte, in diesem Falle ziehe er es vor, hier zu bleiben.

Nun wurden mehrere Zeugen verhört, deren Aussagen sowohl als Persönlichkeiten weniger Interesse darboten.

Endlich trat eine schöne junge Dame, hoch und schlank gewachsen, und ganz schwarz gekleidet vor die Schranken des Gerichtshofs. Ein allgemeines Flüstern der Aufmerksamkeit und der Bewunderung begrüßte sie. Es war Mola Lontes.

Ihre Aussage lautete folgendermaßen:

„Beaujarrier war der ruhigste und friedfertigste Mensch, den ich je gekannt habe. Er konnte mit Waffen gar nicht umgehen; ich war mehrmals mit ihm auf dem Schießstande; aber er schoß sehr schlecht; ich schoß viel besser. Auf

meine Vorstellungen, daß er sich doch üben möge, erwiderte er mir: „Wozu? ich habe noch niemals ein Duell gehabt, und hoffe auch keines zu bekommen.“

Eines Tags hörte ich, daß er beim Spiele einen Streit mit einem Herrn Duvallon gehabt habe. Ich erinnerte mich dieses Namens nur dunkel; aber es war mir so, als müßte ich einen Herrn Duvallon einmal gekannt, und eben nicht auf das Freundlichste behandelt haben. Indessen wurde auf die Sache kein großes Gewicht gelegt, und so dachte ich denn auch nicht weiter daran, bis mir Beaujarrier's verändertes Wesen auffiel. Er war ernst und zerstreut geworden; er spielte nicht mehr, und schrieb und arbeitete viel in seinem Cabinette.

Auf meine Fragen gab er mir ausweichende Antworten; endlich an jenem Morgen, an welchem er fortging, um nicht wiederzukehren, erhielt ich folgendes Billet:

Bei diesen Worten zog sie ein Briefchen aus ihrem Busen, welches folgendermaßen lautete:

„Liebe Mola!

Ich konnte diese Nacht nicht bei Dir zubringen, da ich heute Morgen ein Geschäft vorhabe, zu welchem ich meiner ganzen physischen und moralischen Stärke bedarf. Ich schreibe Dir daher, um Dir für den Fall, daß ich Dich nicht wiedersehen sollte, ein herzliches Lebewohl zu sagen. Du sollst sehen, daß ich Deiner selbst in dem ernstestem Augenblicke meines Lebens gedacht habe. Also nochmals, lebe wohl!

Beaujarrier.“

Als ich diesen Brief erhielt, wußte ich sogleich, daß mein Freund ein Duell zu bestehen habe, und da ich seine gänzliche Unbekanntschaft in der Handhabung der Waffen kannte, zitterte ich für den Ausgang desselben. Ich wollte sogleich auf den Kampfplatz eilen, um das Duell noch zu verhindern; und ich bin überzeugt, daß, wenn mir die Ausführung dieses Vorsatzes gelungen wäre, die Sache eine ganz andere Wendung genommen hätte. Bevor ich jedoch den Ort erfahren konnte, wo gewöhnlich dergleichen Kämpfe ausgefochten werden, brachte man meinen Freund todt

nach Hause. Sein Gesicht war furchtbar zerschmettert und kaum noch kenntlich. Der arme, arme Beaujarrier! Es war wahr, er hatte in dem ernstesten Augenblicke seines Lebens beim Niederschreiben seines Testaments noch an mich gedacht."

Eine Todtenstille herrschte im Saale, während Mola sprach.

Nun erhob sich der Vertheidiger des Angeklagten und hielt eine lange Rede, deren Hauptziel war, die Unvermeidlichkeit des Kampfes und dessen Redlichkeit zu beweisen. Diese Rede, so scharfsinnig und überdacht sie auch war, machte auf die Zuhörer doch einen erkältenden Eindruck. Es schien fast, als ob der Redner von dem, was er sagte, selbst nicht sehr tief überzeugt wäre.

Der Gerichtshof vertagte die weiteren Verhandlungen und das Urtheil auf morgen.

Am nächsten Tage wurde Duvallon, nachdem noch eine große Menge theils Beschwerungs-, theils Entlastungszeugen vernommen worden waren, des Mordes für nicht schuldig er-

klärt, wie es auch nicht anders zu erwarten stand.

Den Beweis, daß er bei dem Kampfe sich unerlaubte Vortheile zugeeignet hatte, war nicht geführt worden, und so war es denn unmöglich, einen Menschen, der einem traurigen, aber von der bestehenden Gesellschaft sanctionirtem Vorurtheile gehorcht hatte, einem Vorurtheile, dem sich zu entziehen, oft schwer, ja wirklich unmöglich ist, auf eine Stufe mit dem gemeinen Raubmörder zu stellen, und da das französische Gesetzbuch, wie schon bemerkt, keinen eigenen Paragraphen über das Duell hat, zu einer und derselben Strafe mit einem solchen zu verurtheilen.

Natürlich konnten jedoch trotz diesem Urtheile die Civilansprüche der Familie des gefallenen Beaujarrier gegen Duvallon geltend gemacht werden.

Der Angeklagte ein schöner bleicher junger Mann, elegant gekleidet und mit langen braunen Haaren, wurde nun sogleich freigelassen.

Die vornehme Welt aber, die zu dieser

cause célèbre nach Rouen gekommen war, kehrte wieder auf der Eisenbahn nach Paris, zurück, ziemlich unzufrieden mit den Verhandlungen des Prozesses, von denen sie ungleich mehr Scandal erwartet hatte.

Auch Mola reiste wieder nach Paris, aber nur, um ihre Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen, und dann die Seinestadt, in der sie so viel Unangenehmes erlebt hatte, hoffentlich für immer zu verlassen.

Und in der That, Mola hätte mehr Geduld haben müssen, als sie wirklich besaß, um es in Paris auszuhalten.

Es war noch nicht lange her, daß der Sturm von Bonmots und Moquerieen über ihr unglückliches Debüt sich gelegt hatte, und jetzt brach das Ungewitter über ihr Benehmen vor den Assisen zu Rouen, und namentlich über das allerdings sehr naive Vorlesen jenes Billets in den pariser Spottblättern von Neuem los. Ja, man brachte ihr unglückliches Debüt an der großen Oper sogar mit diesem unglücklichen Duelle in Zusammenhang, und behauptete, eine

Journalpolemik über das erstere sei der erste Grund zu der Feindschaft zwischen den Herren Beaujarrier und Duvallon und dem unglücklichen Duelle gewesen.

Wie dem auch war, Mola beschloß, dem Pelotonfeuer von Malicen aus dem Wege zu gehen, und sobald als möglich abzureisen.

Neuntes Kapitel.

Die nordischen Bären.

Aber wohin reisen? das war jetzt die große Frage für Mola. Von unserem lieben deutschen Vaterland hatte sie alle Licht- und Schattenseiten hinreichend kennen gelernt, und sie fühlte eben keine große Sehnsucht darnach, ihre Studien über die deutsche Polizei fortzusetzen.

„Reisen Sie nach Rußland," sagte einer ihrer Freunde, ein bekannter Componist, zu ihr. „Rußland ist das gesegnete Land der Rubel und der Knutenhiebe. Erschrecken Sie nicht, schöne Mola, die Knutenhiebe sind nur für die Landeskinder da, und höchstens für die Polen, die sich erfrechen, gegen die väterliche Herrschaft des

Czaaren zu revoltiren; die Rubel blühen dagegen für die Fremden, namentlich für wälsche Fuß- oder Kehlenkünstlerinnen.

„Der Gedanke ist nicht schlecht," meinte Mola. „Es wäre ein großer Ruhm, diese Halbwilden durch Balletpas zu bezwingen. **Eh bien! allons en Russie!**"

Alle Vorbereitungen zur Reise waren getroffen, die Koffer standen gepackt da, und die Priesterin Terpsychore's hatte nur noch in den Wagen zu steigen.

In diesem Augenblicke trat eine Frau in das Zimmer. Es war die Putzhändlerin Madame Babelet.

„Gott sei Dank, daß ich Sie noch treffe," sagte Sie athemlos. „Sie wollen Paris verlassen. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie mir zuvor die sechshundert Franken, die sie mir schuldig sind, bezahlen."

„Sie können auch nichts dagegen haben, gute Madame Babelet, wenn ich sie ihnen nicht bezahle," sagte die Sylphide lachend. „Aber glauben Sie ja nicht, daß ich Sie darum brin-

gen will. Gott bewahre, ich habe diese Bagatelle ganz vergessen, sonst hätte ich sie schon längst bezahlt. Aber Sie haben mich übertheuert, Madame Babelet. Was war es nur, was ich von Ihnen genommen habe? Richtig, ein paar Schnupftücher und zwei Betttücher. Und dafür sechshundert Franken? ça ne va pas. Wissen Sie was, hier sind vierhundert funfzig Franken, et c'est encore trop."

„Nein," entgegnete die Putzhändlerin, „ich muß auf meine sechshundert Franken bestehen; allerdings waren es nur ein paar Schnupftücher und zwei Betttücher; aber die Schnupftücher waren von Battist und mit echten Spitzen besetzt, und die Betttücher vom schwersten weißen Atlas und mit Falbeln garnirt."

„Nun, wie Sie wollen, Madame Babelet. Wenn Sie diese vierhundert funfzig Franken nicht nehmen wollen, so bekommen Sie gar nichts."

„Das wollen wir einmal sehen," sagte die Putzhändlerin und entfernte sich eilig.

Wenige Augenblicke später trat ein Gerichtsdiener ein, um das Gepäck der Tänzerin mit

Beschlag zu belegen. Unter diesen Umständen zog es Mola doch vor, die sechshundert Franken in die Hände des Gerichtsdieners niederzulegen, damit sie der Putzhändlerin, jedoch nur in dem Falle, daß das Gericht ihre hohe Forderung für begründet finde, ausgezahlt würden.

Noch voll Aerger über diese Geschichte, stieg sie in den Wagen und reiste ab.

Ueber die Abenteuer, welche sie auf ihrer Reise erlebt haben mochte, schweigt die Geschichte. Wir finden sie erst in Petersburg wieder, wo sie sich vergeblich bemühte, zu einem Gastspiele zu gelangen. Der Kaiser persönlich verbot dasselbe. Wahrscheinlich hatte er von ihren mannigfachen Erlebnissen gehört, und die junge petersburger Männerwelt vor den Gefahren dieser tanzenden Sirene bewahren wollen.

Durch diese Weigerung befand sich Mola augenblicklich in großer Verlegenheit. Allerdings besaß sie durch das Vermächtniß des gefallenen Beaujarrier genug Vermögen, um auch allenfalls, ohne ihre Tanzkunst auszuüben, gemächlich leben zu können; aber sie hatte im Vertrauen

auf die Erfolge ihrer Kunst und den russischen Rubelregen nur für die Mittel zur Hinreise gesorgt, und ihr anderes Geld ganz ruhig bei einem pariser Bankier angelegt. Bis nun ein Brief hin und zurück kam, hätte sie die dringendste Noth, wahrscheinlich zum ersten Male in ihrem Leben, zu leiden gehabt, wenn sie nicht durch die Großmuth des Kaisers dieser Verlegenheit entrissen worden wäre.

Sobald nämlich derselbe von den unangenehmen Folgen hörte, welche sein Verbieten des Auftretens, der Künstlerin zugezogen hatte, schickte er ihr eine reich gefüllte Börse, allerdings mit dem ziemlich deutlich ausgesprochnen Wunsche, daß sie dieses Geld zur Entfernung aus Petersburg insbesondere und aus Rußland überhaupt benützen möge.

Mola war zur See gekommen, und beschloß daher, zu Lande über Moskau und Warschau zurückzukehren.

In Moskau konnte sie gleichfalls nicht zum Auftreten gelangen, da der Wille des Kaisers hier schon bekannt geworden war.

Warschau bot ihr dagegen günstigere Chancen dar. Erstens war es strenggenommen doch keine russische Stadt, und der bestimmt ausgesprochene Wille des Kaisers ließ hier eine spitzfindige Auslegung zu. Zweitens war der Gouverneur dieser Stadt Fürst Paskewitsch, ein sehr kunstsinniger Mann, bei dem Mola, wenn sie den ganzen Zauber ihrer Persönlichkeit aufbot, schon eher hoffen durfte, etwas durchzusetzen.

Ein bärtiger Diener führte sie in das Arbeitszimmer des Fürsten.

Die strenge Amtsmiene des Gouverneurs erheiterte sich in etwas, als er die junge schöne Dame eintreten sah.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?" fragte er und rückte höflich einen Stuhl zurecht.

„Ich heiße Mola Lontes, bin Balletkünstlerin aus Paris, und möchte gern die Erlaubniß haben, aufzutreten."

„Das wird allerdings etwas schwer halten," sagte Fürst Paskiewitsch; „denn Seine kaiserliche Majestät haben den Wunsch ausgedrückt, daß

Sie die russischen Staaten ohne Aufenthalt verlassen."

„Polen ist nicht Rußland," sagte Mola mit überrascher geographischer Sicherheit.

„Nehmen Sie Sich in Acht, schöne Aufrührerin. Einem Manne könnten solche ketzerische Ansicht übel genug bekommen. Polen ist Rußland, und was nicht ist, kann noch werden. Im Himmel Gott, auf Erden der Czaar!"

„Das ist ganz schön, mon prince; aber damit ist immer die Frage noch nicht entschieden, ob ich hier in Warschau tanzen darf, oder nicht."

„Ich kann diese Frage auch nicht entscheiden," sagte der Gouverneur. „Theaterangelegenheiten fallen eigentlich nicht in meinen Geschäftskreis. Sie müssen sich deshalb an den Polizeiminister Herrn von Iwanoff wenden."

„Ich danke Ihnen für diese Auskunft, mon prince; indessen wage ich doch noch eine Bitte an Sie. Eine so mächtige Fürsprache, wie die Ihrige, müßte mir jedenfalls sehr viel nützen. Darf ich auf dieselbe zählen?"

Mola sprach diese letzten Worte mit einem so anmuthigen unwiderstehlichen Lächeln, daß der Fürst ganz hingerissen sehr lebhaft erwiderte:

„Gewiß dürfen Sie das, gewiß, ma belle Espagnole!“

„Merci donc, mon prince,“ sagte die Tänzerin, machte einen niedlichen Knix und entfernte sich.

Der Polizeiminister Iwanoff war ein Mann, der über seine besten Jahre hinaus war, dabei aber noch manche jugendliche Neigung und Leidenschaft, unter Andern auch die für das schöne Geschlecht beibehalten. Er spielte äußerlich den ungemein strengen gottesfürchtigen und frommen Mann, war aber das, was man einen geheimen Sünder nennt.

Dabei war er von abschreckender Häßlichkeit. Sein Gesicht trug jenen rohen geistig stumpfen Slaventypus, den man nur bei Russen und Böhmen, nie aber bei Polen findet. Seine niedere Stirn war noch zur Hälfte von struppigen Haaren bedeckt, seine Kalmückennase war von dem eben nicht sehr mäßigen Genusse geistiger

Getränke geröthet, und um seinen breiten Mund spielte fast immer ein verschmitztes, gemeines sinnliches Lächeln.

Mit dieser ungemein anziehenden Persönlichkeit hatte nur Mola wegen ihres Gastspieles zu unterhandeln. Mit scharfem Blicke erkannte sie, daß diesem Manne gegenüber nur entschlossenes und energisches Auftreten zum Ziele führen könne.

„Ich heiße Mola Lontes," sagte sie, als sie vorgelassen worden war, kurz, „und bin Balletkünstlerin aus Frankreich; wollen Sie mich auf dem hiesigen Theater auftreten lassen?"

Iwanoff stierte sie mit einem dumm staunenden Blicke an. So entschieden und kurz hatte noch Niemand mit ihm, dem gefürchteten Polizeiminister von Warschau gesprochen.

„Ich bitte um eine Antwort," sagte Mola endlich, als er sie noch immer anstarrte, ohne einen Laut von sich zu geben. Ja oder nein!

„Je nachdem!" sagte Iwanoff endlich.

„Was heißt das, je nachdem?" fragte Mola.

„Das heißt unter gewissen Bedingungen.“

„Nun, und diese Bedingungen?“

„Erstens müssen Sie eine Vorstellung für die hiesigen Armen geben. Es ist so viel Noth hier in Warschau,“ sagte Iwanoff mit süßlicher Scheinheiligkeit.

„Sehr gern will ich das,“ sagte Mola; „jedoch erst an dem zweiten oder dritten Abend; den ersten Abend bedinge ich mir aus, denn Jedermann ist sich doch selbst der Nächste.“

„Gut also, am dritten Abend.“

„Und die weiteren Bedingungen?“

„O, das wird sich schon von selbst finden,“ meinte Iwanoff mit lüsternem Lächeln.

Mola bemerkte gleich, wo das hinauswolle.

„Nein,“ sagte sie, „ich will die Bedingung wissen. Es findet sich gar nichts auf dieser Welt von selbst.“

„Nun wohl; wenn Sie es denn durchaus wissen wollen,“ sagte Iwanoff zögernd und verlegen, „die zweite Bedingung ist — daß Sie ein wenig freundlich gegen mich sind.“

„Und warum sollte ich nicht freundlich gegen

Sie sein, wenn Sie mir eine für mich so wichtige Gefälligkeit erweisen," sagte Mola, ihm mit der ihr angebornen Schlauheit Hoffnungen machend, die sie nie zu erfüllen gesonnen war.

Iwanoff ging glücklich in die Falle, die ihm die Doppelzüngigkeit der Tänzerin gestellt hatte.

„Nun wohl," sagte Iwanoff, „so treffen Sie Ihre Vorkehrungen mit der Theaterdirection. Ich will noch heute mit dem Fürsten Paskiewitsch sprechen, und wenn der, wie ich hoffe, nichts gegen Ihr Auftreten einzuwenden hat, so können Sie meinetwegen schon morgen auftreten."

Von dieser Seite wußte sich Mola schon vollkommen gedeckt.

„Ich danke Ihnen, Herr Polizeiminister," sagte die Tänzerin; „wann soll ich aber die bestimmte Nachricht darüber haben?"

„Ich will heute noch mit dem Herrn Gouverneur darüber sprechen, und wenn Sie mir es erlauben, so überbringe ich Ihnen morgen früh persönlich den Erlaubnißschein."

„Es wird mir eine ungemeine Ehre sein, Sie bei mir zu sehen, Herr von Iwanoff."

Damit entfernte sich die Tänzerin, lachend über die schönen Hoffnungen, in welche sie den alten Gecken eingelullt hatte.

Mola hatte schon am Tage zuvor die Bekanntschaft eines schönen jungen polnischen Edelmanns gemacht, dem sie nun bei einer Flasche Champagner lachend ihr Abenteuer mit dem alten Faun von Polizeiminister erzählte.

„Das trifft sich vortrefflich," meinte dieser; „ich habe mit diesem Herrn von Iwanoff noch eine alte Rechnung abzumachen. Wenn Du einmal den Erlaubnißschein in Händen hast, so kann er Dir das Auftreten nicht mehr verwehren; es würde zu viel Aufsehen machen, und dieser scheinheilige Heuchler ist sehr auf seinen guten Ruf bedacht. Wenn Du mir also erlaubst, so will ich Dich morgen Vormittag besuchen, und wenn Dein alter Anbeter kömmt, in das Seitengemach treten. Wenn er zu zudringlich wird, so brauchst Du mir dann nur ein Zeichen zu geben, und ich springe dann herein, um ihn tüchtig durchzuprügeln."

„Was das Durchprügeln betrifft," meinte

Mola, „so will ich das schon selbst besorgen; wenn Du ihn aber dann die Treppe hinunterwerfen willst, so wirst Du mich sehr verbinden, denn dazu ist er mir zu dick und zu schwer.“

„Sehr gern will ich das.“

„Aber,“ sagte Mola, schon im Vorgeschmacke künftiger Prügelseligkeit mit ihrer Reitpeitsche spielend; „der Polizeiminister ist ein mächtiger Mann werden wir auch straflos wegkommen, wenn wir ihn so arg mitspielen?“

„Du bist eine Fremde; über Dich hat er also wenig oder gar keine Macht, und ich will mich schon unkenntlich machen. Und übrigens gebe ich Dir mein Wort, daß er keine Untersuchung anstellen, sondern froh sein wird, wenn wir von der Geschichte schweigen.“

„Gut denn, es bleibt dabei, er wird geprügelt.“

Am andern Vormittag empfing Mola in dem reizendsten verführerischsten Negligé den überglücklichen Iwanoff, während sein Feind, der junge Pole Casimir, mit einer Seidenmaske vor dem Gesicht die Entwicklung dieser Scene abwartete.

„Hier ist Ihr Erlaubnißschein, schöne Mola, der Fürst Paskiewitsch hatte nicht das Mindeste gegen Ihr Auftreten einzuwenden.“

Mola nahm das Papier und verschloß es sorgfältig in ihr Schreibpult.

Dann lud sie den Polzeiminister ein, neben ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen.

Nun wußte sie ihn mit der ausgesuchtesten Coquetterie immer mehr zu reizen. Seine Schmeicheleien schien sie mit Vergnügen anzuhören, sie ließ ihre Hand in der seinigen ruhen, bis er kühner gemacht es wagte, seinen Arm um ihre Hüfte zu schlingen, und zugleich mit einer raschen Bewegung, die Gürtelschnur, die ihr leichtes Morgenkleid zusammenhielt, zu lösen.

So weit wollte ihn Mola nur haben.

In diesem Augenblicke sprang sie auf.

„Was unterstehen Sie sich, alter Narr,“ rief sie, und die Reitpeitsche sauste dem unglücklichen Polizeiminister in immer rascheren und engeren Kreisen um die Ohren.

Jetzt wurde auch die Thüre des Seitenzim-

mers geöffnet, und der verlarvte Casimir erschien auf der Schwelle.

Iwanoff sah ein, daß er das Opfer eines vollständig organisirten Complotts sei.

Eben so feige als gemein dachte er nicht an einen Widerstand, sondern fing an jämmerlich um Gnade zu bitten.

Aber Mola war taub für sein Flehen. Die Reitpeitsche that ihre Schuldigkeit, wie noch nie; und als ihr Arm endlich ermüdet herabsank, faßte Casimir den vor Wuth und Schmerz halb Ohnmächtigen und stieß ihn zum Zimmer hinaus und mit einem derben Fußtritt die Treppe hinab.

Iwanoff stieg in seinen Wagen, fest entschlossen, sich furchtbar an dieser Tänzerin zu rächen.

Wie Casimir vorausgesagt hatte, konnte der geprügelte Polizeiminister ihr Auftreten nicht mehr verhindern, besonders, da sich der Gouverneur, Fürst Paskiewitsch sehr lebhaft dafür zu interessiren schien.

Auch wäre es schon zu spät gewesen, denn Mola hatte mit der Theaterdirection schon Alles

in Richtigkeit gebracht und ihr Auftreten war schon für diesen Abend angekündigt. Dem ungeheurem Aufsehen, welches jetzt, so spät noch, ein Verbot erregen würde, und den Fragen nach der Ursache, die es hervorgerufen haben, konnte er sich nicht aussetzen."

Aber wäre es nicht möglich die schöne Spanierin auspfeifen zu lassen? Das war ein glücklicher Gedanke. Das mußte gehen.

Alsogleich traf er seine Anstalten. Er kaufte außer der nicht unbeträchtlichen Anzahl von Billets, die ihm immer zu Gebote standen, noch gegen hundert Stück und vertheilte sie an seine Kreaturen mit der bestimmten Weisung, die Tänzerin auszupfeifen. Außerdem ließ er durch dieselben in der ganzen Stadt das Gerücht aussprengen, Mola habe sich geweigert, zum Besten der Armen zu tanzen, um das Publikum in eine seinen Plänen günstige Stimmung gegen seine Feindin zu versetzen.

Der Abend kam und das Haus war gedrängt voll.

So wie Mola auf der Bühne erschien, erhob

jene gemiethete Rotte ein furchtbares Zischen und Pfeifen, welches jedoch der unparteiische Theil des Publikums durch lautes Klatschen und Bravorufen zu übertäuben suchte.

Mola trat zornglühend an die Lampen vor.

Als sich der Tumult einen Augenblick legte, bat Mola, die unterdessen den Polizeiminister Iwanoff, der hohnlächelnd und sich vor Vergnügen die Hände reibend in der vordersten Loge saß, bemerkt und sogleich errathen hatte, daß er allein aus Rache den ganzen Tumult angestiftet habe, um das Wort. —

Sogleich erhoben die Kreaturen Iwanoffs wieder ein entsetzliches Schreien und Stampfen und Pfeifen, um die Tänzerin, wo möglich, von der Bühne zu verscheuchen.

Aber Mola hielt muthig Stand. Sie ließ ihre zornflammenden Augen in dem ganzen, stürmisch bewegten Hause herumschweifen, als fordere sie jeden einzeln zum Kampfe heraus.

Endlich gelang es den der Tänzerin günstig Gestimmten eine augenblickliche Ruhe durchzusetzen.

Mola begann mit vor Zorn oft erstickter Stimme zu sprechen:

„Ich apellire an die Ehre und Großmuth der edlen polnischen Nation. — Man kann über meine Kunstleistungen den Stab brechen — aber erst, wenn ich sie gezeigt habe — ein wehrloses Weib ohne Grund zu beschimpfen, ist des edlen polnischen — Volkes unwürdig. — Doch ich bin überzeugt, diese Beschimpfung geht auch nicht von demselben aus, sondern von den Kreaturen des elenden russischen Polizeiministers Iwanoff — der sich jetzt wie ein armer Sünder aus seiner Loge fortschleicht — der sich mir mit entehrenden Anträgen genähert hat, und der nun aus Rache für meine allerdings derbe Abweisung — diese elende Intrigue anzettelte."

Diese Rede war von der ungeheuersten Wirkung.

Iwanoff war ungemein verhaßt, und so war denn Alles von der Kühnheit dieses Weibes freudig überrascht, welche ihm öffentlich die Maske der Frömmigkeit und Ehrbarkeit von dem scheinheiligen Gesichte riß. Dazu kam noch die scharfe Hervor-

hebung des Gegensatzes vom Russenthum und Polenthum. —

Das Publikum brach in einen lauten nicht endenwollenden Jubel aus. Die Kreaturen Iwanoffs sahen mit der Entfernung ihres Gebieters die Sache für beendigt und verloren an, und machten sich ebenfalls so schnell als möglich aus dem Staube, um dem allgemeinen Unwillen, der schon in Thätlichkeiten gegen sie auszubrechen drohte, zu entgehen.

Mola tanzte nun und errang den vollständigsten Erfolg, der sie für ihr Pariser Fiasco vollkommen entschädigte.

Nach der Vorstellung ging sie mit ihrem Freunde Casimir und einigen anderen jungen polnischen Edelleuten in das erste Hôtel von Warschau, um zu soupiren. Alle waren entzückt über die Demüthigung des verhaßten Iwanoff und in erregter Stimmung, welche durch fleißiges Champagnertrinken immer erregter und erregter und zuletzt wirklich übermüthig wurde.

Mola spielte dabei die große Polenfreundin. Sie sprach von Paris und den jungen verbannten Polen, die sie dort kenne; sie schilderte

die Sympathie, die Frankreich für Polen hege, und schloß endlich damit, daß sie den Polen, wenn sie es versuchen wollten, ihr Joch zu zerbrechen, Frankreichs Hilfe unbedingt zusagte.

Endlich spät in der Nacht brach man auf und durchzog noch mit Lärmen und Geschrei die Hauptstraßen der Stadt.

Mola schrie aus Leibeskräften die Marseillaise, aber nur immer die ersten vier Zeilen

Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé
Contre nous de la tyrannie
L'etendard sanglant est levé

und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie den Text nicht weiter kannte.

Dazwischen begannen ihre Begleiter, die jungen Polen, zu singen:

Noch ist Polen nicht verloren,
Kosciusco führet uns.

Bald war von diesem Revolutionsversuche Anzeige gemacht, die Truppen rückten aus und besetzten alle Plätze und Straßen, Kanonen wur-

den aufgefahren und die Reiterei begann zu patrouilliren.

Unterdessen hatten Mola glücklich ihr Hôtel und ihre Freunde ihre Wohnungen erreicht.

Am andern Morgen erfuhren die Bewohner von Warschau, daß diese Nacht, während sie so ruhig geschlafen hatten, ein höchst energischer Aufstandsversuch durch die Wachsamkeit der Behörden und die Tapferkeit und Kriegszucht der Truppen unterdrückt worden sei. Paskiewitsch selbst hatte diese Proclamation unterzeichnet.

Vor Mola's Hôtel hielt aber am nächsten Morgen ein leichter Reiseschlitten, umringt von zehn bis zwölf reitenden Kosaken.

Ein Polzeibeamter weckte die Sylphide aus ihren holden Morgenträumen, gab ihr eine Viertelstunde Zeit, um sich anzukleiden und ihre Sachen zu packen, dann mußte sie in den Schlitten steigen, und fort ging es im gestreckten Galopp.

Ist es nicht merkwürdig, daß, wenn Jemand einmal mit der Polizei in Conflict gerathen ist, sich dieselbe wie sein Schatten an ihn heftet. Ich glaube, wenn ein solches Unglückskind auf

eine wüste Insel verschlagen wird, es findet dort schon einen Polizisten bereit stehen, um es auszuweisen.

Die Kosaken, welche neben Mola's Schlitten hersprengten, hatten den bestimmtesten Auftrag, denselben erst an der preußischen Grenze zu verlassen.

Fürst Paskiewitsch hatte Nichts mehr für Mola thun können. Die Geschichte mit dem Polizeiminister Iwanoff hatte zu viel böses Blut gemacht und überdies vermuthete man auch noch in der spanischen Tänzerin die Anstifterin des nächtlichen Unfugs. Die Untersuchung darüber wurde sogleich eingeleitet, und wehe den armen, jungen Polen, die sich von Mola hatten verführen lassen, wenn sie entdeckt wurden.

Ob dies jedoch geschehen ist, wissen wir eben so wenig zu sagen, wie, ob Mola mit einem der sie escortirenden Kosaken eine Liebschaft angeknüpft hat.

Zehntes Kapitel.

De Germania.

Es mag anmaßend erscheinen in einem Buche, welches die Abenteuer einer leichtfüßigen und leichtsinnigen Tänzerin zum Stoffe hat durch eine Kapitelüberschrift an den großen, strengen, ernsten Tacitus zu erinnern; aber wir thun es gerade deshalb, um bei der Schilderung, welche wir von dem heutigen Deutschland zu geben beabsichtigen, an die Characteristik des wahrheitsliebenden Römers als Gegensatz zu erinnern.

Möge mir der geneigte Leser daher eine kleine Abschweifung verzeihen, und, wenn ihn meine Farbentöne in den folgenden Seiten zu ernst und einförmig gewählt scheinen sollten, bedenken, daß

der Ernst stets der dunkle Hintergrund ist, aus welchem allein sich der wahre Humor glänzend hervorheben kann.

Großer, ernster, strenger Tacitus, wenn Du jetzt aus Deinem Grabe emporsteigen und unter uns herumwandeln könntest, wie würdest Du den schönen, antiken Kopf schütteln, über die Nachkommen eines Volkes, welches Du mit so viel Liebe und Bewunderung geschildert hast. Die alten deutschen Eichenwälder sind gefällt und über den heiligen Platz, wo die Priester den Gottesdienst hielten und die Alten des Volkes zu Gericht saßen, braust jetzt lärmend die geschäftige Eisenbahn; die Bären, in deren Felle unsere Vorfahren sich kleideten, sind ausgerottet, und das Nachgeschlecht hüllt seinen Leib in französisches oder niederländisches Tuch, und bedeckt die Wolfshaut seiner Selbstsucht mit dem Schafspelze der christlichen Nächstenliebe.

Unsere Vorfahren waren nach Tacitus treu, wahrheitsliebend, tapfer, keusch und abgehärtet; ein einmal gegebenes Wort wurde unverbrüchlich gehalten. Allerdings tranken sie manchmal ein

Horn Meth über den Durst, und wenn Alles verwürfelt war, so würfelten sie selbst um ihr höchstes Gut, ihre Freiheit.

Wir wollen einmal sehen, was aus allen diesen Tugenden und Fehlern im Laufe der Zeit geworden ist.

Die deutsche Treue ist allerdings bis heute sprüchwörtlich geblieben, und die Poeten des Freiheitskrieges haben sie auch gar nicht aus dem Munde gebracht. Seit dem Freiheitskriege sind aber zweiunddreißig Jahre vergangen und welche von den Hoffnungen, welche von den gerechten Ansprüchen des deutschen Volkes ist seitdem erfüllt worden? Wenn Tacitus unter deutscher Treue das Aushalten quand même verstand, dann allerdings haben die Deutschen ihren alten Ruhm in dieser Tugend bewährt.

Nach der deutschen Wahrheitsliebe müßt ihr in Berlin fragen, und ein lautes, schallendes „Uf Ehre," wird euch als Antwort entgegen tönen.

Ueber die deutsche Tapferkeit habe ich auch so meine eigenen Ansichten. Es läßt sich nicht

leugnen, daß die Deutschen Muth haben und sich gut schlagen. Allerdings besitzen sie weder die kecke Bravour der Franzosen oder Polen, noch den kaltblütigen, englischen Bulldoggenmuth. Aber sie haben den Muth der Idee, der Ueberzeugung, den höchsten von allen. Freilich äußern sie aber diesen Muth nur dann, wenn es ihnen allerhöchsten Orts erlaubt wird. Ihr Muth ist eben so offiziell, wie ihre Begeisterung oder ihre Trauer. Als sich der König von Preußen durch seine berühmte Proclamation an die Spitze der nationalen franzosenfeindlichen Partei gestellt hatte, da hatten die Deutschen mit einem Male Muth; ihre Begeisterung, ihr Nationalitätsgefühl war offiziell concessionirt geworden, und nun waren plötzlich Heere aus der Erde gestampft, die Blüthe der deutschen Jugend trat in die freiwilligen Jägercompagnien und schlug sich rühmlich in den Schlachten auf französischem Boden. Die blonden deutschen Jungfrauen zupften Charpie und pflegten die Verwundeten.

Aber kurze Zeit vorher hatte es der tapfere Major Schill mit einer Handvoll entschlossener

Männer auf eigene Hand ohne höhere Erlaubniß versucht, Deutschland von dem Joche der Fremdherrschaft zu befreien. Wo war da die deutsche Nationalbegeisterung? Existirte sie damals noch nicht? O gewiß! aber man unterdrückte sie gewaltsam in sich, weil man wohl den Muth hatte, zu fechten, wenn es erlaubt und befohlen wird, aber des höheren entbehrt, selbstständig für seine Ueberzeugung aufzutreten.

Und so mußte denn Schill mit seinen tapferen Genossen zu Grunde gehen.

Das ist meine Ansicht vom deutschen Muthe, der beim Schall des Kalbfells einen Kartätschenhagel aushält, aber einem Gensd'armen gegenüber spurlos verschwindet.

Was die Keuschheit und Abhärtung unserer heutigen Jugend betrifft, so würde ich Tacitus, wenn er unter uns wandelte, in das Theater senden, wenn die Begeisterung für die Waden einer Tänzerin die Köpfe verdreht, wenn nach dem Theater die Pferde ausgespannt werden und die jungen Herren sich selbst einspannen; ich würde den Römer in unsere luxuriösen weichlichen Bade-

orte führen, und ihn dabei an seine Schilderung des Badens in Eiswasser erinnern, welches bei unsern Vorfahren Sitte war.

Wenn ein gegebenes Wort uns nicht mehr so heilig ist, als es bei unsern Vorfahren war, so haben wir dafür in dem Sprichworte: „Schlechte Beispiele verderben gute Sitten,“ eine Entschuldigung. Und fürwahr, schlechte Beispiele im Worthalten sind uns Deutschen von jeher von oben herab gegeben worden.

Was die Laster des Trinkens und Spielens betrifft, so haben sich dieselben so ziemlich gut conservirt; leider ist auch noch ein drittes dazu gekommen, von dem unsere Vorfahren — Gott sei Dank, und Heil ihnen — nichts wußten, das des Versemachens. Es ist unglaublich, was die Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts in diesem Punkte verbrechen.

Jetzt ist es gar nicht mehr nöthig, daß der Dichter eine eigene eigenthümliche Individualität sei; man fängt jetzt an Familienweise zu dichten. Zwei Brüder oder zwei Schwestern oder ein Ehepaar geben zusammen einen Band Gedichte

und in zehn Fällen neun Mal auf eigene Kosten heraus.

Diese Gedichte werden dann nicht etwa unterzeichnet, so daß man wissen könnte: dieses Gedicht gehört der Elise, und jenes der Hedwig; dieses dem Karl und jenes dem Anton; dieses dem Manne und jenes der Frau; nein, Gott bewahre, die beiden Herausgeber sind dann gewöhnlich mit ihren Gedichten, wie die siamesischen Zwillinge, die sich auch für Geld sehen ließen, zusammengewachsen, und die Verantwortlichkeit für diese Majestätsbeleidigungen gegen den guten Geschmack ist eine solidarische.

Man wird sich nun vielleicht nach dieser Phillippica gegen neudeutsche Hypercultur und dieser Apotheose urdeutscher Kraft, in dem Schreiber dieser Zeilen einen blonden Jüngling in schwarzem altdeutschen Rock mit herübergeschlagenem Hemdkragen vorstellen, der jährlich einmal zu dem Turnvater Jahn in Freiburg pilgert, und dort, wie dieser es von einem tüchtigen Deutschen verlangt, auf den Dielen schläft, und

sich, wenn ihn friert, mit der Kammerthüre zudeckt.

Da würde man sich aber sehr irren, wenn man das annehmen wollte. Ich gestehe ganz aufrichtig ein, daß ich schwarze Haare habe, Frack, Halsbinde und Glacéhandschuhe trage, den Turnvater Jahn in meinem Leben noch nicht gesehen habe, in meinem Bette schlafe, mich sogar mit einem Federbette zudecke, und — horribile dictu — ein großes Faible für ein ganz und gar undeutsches Getränk, den Champagner, hege.

Indessen thut dies nichts zur Sache. Man kann Alles, das Alles thun, man kann selbst von der Cultur beleckt sein, und dennoch einsehen, daß alle unsere politischen und socialen Zustände faul und wurmstichig sind, und daß ein Stahlbad urdeutscher Sitteneinfalt und Stärke unserer hysterischen nervenschwachen Dame Germania durchaus nicht schaden könnte.

Und darum haben wir den Schatten des Tacitus heraufbeschworen, eine That, die jedoch keineswegs auf Originalität Anspruch machen

kann, seit ein deutscher Fürst in unverständlichen Participialconstructionen schreibt, und damit die Einfachheit und den Ernst des großen Römers zu erkünsteln glaubt.

„Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas," Das ist ein leider nur zu wahres Sprichwort. Manchmal liegen aber auch zwischen dem Sublime und dem Ridicule Jahrtausende.

Tacitus — ich kann noch immer nicht von ihm loskommen, möge es mir sein Schatten verzeihen — Tacitus heißt auf Deutsch „schweigsam." Nun da wundert es mich doch in der That, daß die Deutschen keinen Tacitus haben. Sie sind ja leider ein ganzes Volk von gezwungenen Tacitussen. Schweigen, das ist die erste Bürgerpflicht; das Gehorchen versteht sich dann von selbst. Ja, bei Gott, die Censur wird uns bald zu einem stillen Volke gemacht haben.

„Räsonnire Er nicht!" sagte ein berliner Gensd'arm zu einem armen Teufel, den er arretirte, und der ihm auch ganz stillschweigend folgte.

„Aber ich sagte ja kein Wort,“ entgegnete schüchtern der Verhaftete.

„Gleichviel,“ meinte der Gensd'arm; „ich habe es gehört, wie er inwendig räsonnirte.

Ja, das ist eben der Humor davon, daß das inwendige Räsonniren nicht zu verhindern und zu bestrafen ist, und wenn endlich dieses inwendige Räsonniren das Individuum zu ersticken droht, dann erwacht der unvertilgbare Lebenstrieb, und es macht sich äußerlich Luft (vorausgesetzt, daß es unterdessen zwanzig Bogen stark geworden ist, was in Deutschland nicht schwer ist) und dann — —

Darum genirt das innerliche Räsonniren die Regierungen so sehr — —

Daß die Jenny Lind für einen Abend tausend Gulden bekommt, finde ich übrigens eben so in der Ordnung, als daß die deutschen Gelehrten und Dichter von jeher Hunger gelitten haben, und noch an dieser Krankheit laboriren. Warum haben sie sich auch auf das unfruchtbare und anstrengende Denken gelegt, und nicht

auf das weit leichtere und dankbarere Singen oder Springen.

Mein Gott! um einen Gedanken, und folglich auch den, der ihn gedacht hat, zu würdigen, muß man einen Gedanken verstehen können, und das ist freilich nicht Jedermanns Sache; während ein Triller oder eine Pirouette, ohne besondere Anstrengung gehört und gesehen werden können. Es gibt jetzt ein eilftes Gebot, welches da lautet:

„Werde eine Sängerin oder Tänzerin, auf daß du lange lebest und es dir wohlgehe auf Erden.“

Es wäre ungerecht, wollte man die Deutschen allein anklagen, daß sie ihre Dichter und Gelehrten verhungern lassen, um den Sängerinnen und Tänzerinnen Goldberge vor den Füßen aufzuthürmen. Nein! Die Franzosen und Engländer sind um nicht viel besser; und obwohl in diesen Ländern der Schriftstellerstand im Allgemeinen eine gesichertere und angenehmere Existenz gewährt, als in unserem gesegneten Deutschland, so erschoß sich doch Chatterton und Ni-

chard Savage verhungerte, und in Paris starben Gilbert und Hegesippe Moreau aus Noth und Elend im Spitale, freilich waren sie keine marchands de lignes, wie Alexander Dumas.

Diese Bemerkungen sind lächerlich und tragisch zugleich; lächerlich, weil sie schon Millionen-Male gemacht worden sind, und tragisch, weil sie noch immer nichts geholfen haben, am wenigsten aber in Deutschland.

Wenn man die Weltgeschichte als eine Tragödie betrachtet, so ist der Deutsche der Narr in der Tragödie, der eigentlich am meisten Verstand von Allen hat, und die tiefsten Wahrheiten ausspricht, der aber so unpraktisch ist, ein buntfarbiges zusammengeflicktes Schellenkleid zu tragen und sich prügeln zu lassen. Dieser Narr ist wahrhaftig keine lustige, sondern eine tiefwehmüthige Gestalt, er ist der Humor des großen Tragödiendichters, des Weltgeistes.

Betrachtet man aber die Weltgeschichte als Lustspiel — und man kann es trotz den tausend blutigen Blättern derselben, — so ist der Deutsche der gefoppte betrogene Liebhaber. Er meint

es sehr treu und ehrlich, er liebt sein Mädchen von ganzem Herzen; aber er ist plump, ungeschickt und zu täppisch, und ein Anderer, vielleicht ein Windbeutel, aber gewandt und welterfahren, führt die Braut heim.

Ich will Euch an zwei Gräber führen, die mehr sprechen, als Alles, was ein Schriftsteller über dieses Thema sagen könnte. In dem lärmenden, rauschenden, gottlosen Paris ist auf dem Kirchhofe **Père Lachaise** ein kleiner schlichter Grabeshügel, und unter demselben liegt Ludwig Börne, der an Deutschland gestorben ist.

Die leichtsinnigen Pariser gehen ahnungslos an diesem Grabe vorüber; die Wenigsten wissen es, daß in demselben ein Herz zu Asche zerfällt, das glühend für das Heil und die Freiheit der ganzen Welt geschlagen, und das auch sie, die Franzosen, geliebt hat. Nur die Deutschen, die den **Père Lachaise** besuchen, knieen andächtig an diesem Grabe nieder, denn sie wissen es, wer dieser Todte ist, und welche schwere Schuld sie an ihm begangen haben.

Liegt dies eine Grab außer Deutschland, so

liegt das andere, von dem ich noch sprechen will, nahe an den äußersten Marken deutschen Sprachgebiets.

Der Wind hat bei Kufstein in Tyrol den Schnee zu einem Hügel zusammengeballt, und unter demselben ruht Friedrich List, der große Nationalökonom, der Deutschland durch seinen Handel reich, und mächtig zu Lande und zur See machen wollte, und der dafür gefangen gesetzt und über's Weltmeer vertrieben wurde. Und als er endlich zurückkehren konnte, da haben die Pygmäen so lange an seiner Größe genergelt und gemäckelt, bis er das traurige Fastnachtsspiel, welches man Leben nennt, überdrüssig bekommen hat, und eine Pistolenkugel diesen Ueberdruß aussprach, und seinem Leben ein Ende machte. Er ist todt, und für seine Familie wird jetzt gesammelt. Das ist die alte Geschichte in Deutschland, die doch ewig neu bleibt, und über welche, wenn sie einem auch just nicht selbst passirt, das Herz entzwei brechen kann.

Erkennst du dich wieder in diesem Spiegel, sittenreines, patriotisches, tugendstolzes Deutsch-

land? Und wenn deine Eitelkeit laut nein, nein! schreit, so messe deshalb dem Spiegel keine Schuld bei; es ist ein treuer Spiegel, kein Hohlspiegel, der die aufgenommenen Gestalten gewaltsam verzerrt und karrikirt.

Und nun noch Eines, du tugendhaftes, zum Theile schon konstitutionelles Deutschland. Der Mund und das Herz fließen dir immer über von gerechter Entrüstung, wenn du auf die französische Maitressenwirthschaft vor der Revolution, wenn du auf die Herrschaft einer Pompadour, einer Dubarry, einer Maintenon zu sprechen kommst. Deine Empörung findet dann keine Worte, und du sagst, die französische Revolution mußte kommen; sie war eine gerechte Strafe der Greuel des modernen Sodom und Gomorrha.

Schlage an deine eigene Brust, mein tugendhaftes Deutschland, und bete ein reuiges pater peccavi. Bis zu dem Ausbruche der französischen Revolution haben es deine Fürsten und Großen nicht viel besser gemacht; sie ahmten die sinnlose Verschwendung der französischen Großen freilich in kleinem beschränkten und lä-

cherlichen Style nach, sie verpraßten den Schweiß, das Mark, und sogar das Blut ihrer Unterthanen, die sie nach Amerika verkauften, in glänzenden Feuerwerken und Banketten, dafür waren freilich ihre Pompadours, ihre Dubarrys und Maintenons weder geistvoll, noch graziös, sondern meist plumpe, gemeine, hergelaufene Dirnen, wenn man vielleicht eine Gräfin Cosel und Aurora Königsmark ausnehmen will.

Und wenn man dir das vorhält, mein tugendhaftes Deutschland, dann sagst Du: Ja, das ist in einer finstern Zeit, in einer Zeit des Despotismus und Aberglaubens geschehen, aber in dem constitutionellen neunzehnten Jahrhunderte, in dem Zeitalter der Aufklärung und Intelligenz kann so etwas nicht mehr vorkommen.

Nicht? Glaubst du wirklich nicht, tugendhaftes Deutschland! Eh bien! — nous verrons!

Eilftes Kapitel.

Hof und Volk von Hohenheim.

Als Mola Lontes ihre aufgedrungenen Begleiter, die Kosacken, endlich wieder los war, ging sie mit sich zu Rathe, wohin sie sich nun zunächst wenden sollte.

Paris war ihr durch die Journalisten verleidet, London hatte sie schon durchgemacht, und in Italien stach ihre Persönlichkeit zu wenig gegen die der meisten übrigen Frauen ab, um Aufsehen zu erregen. Die deutschen Hauptstädte und respectiven deutschen Polizeibüreaus hatte sie, mit Ausnahme Wiens, auch schon fast alle kennen gelernt.

Warum aber nicht nach Wien? Dort brau-

sen die bewegten Wellen eines großstädtischen Lebens, dort ist der Genuß zum Gotte erhoben, dem Hoch und Niedrig mit gleicher Andacht opfert; dort fließt aller Reichthum und aller Luxus Deutschlands zu einem leuchtenden Brennpunkte zusammen.

„Es ist beschlossen,“ sagte Mola zu sich selbst, „ich gehe nach Wien, um dort irgend einen reichen ungarischen Cavalier zu ruiniren.“

Mola reiste zu diesem Zwecke über Breslau, Dresden und Leipzig. Bevor sie nach Wien gelangte, sollte jedoch ihr Schicksal eine ganz neue und eigenthümliche Wendung nehmen.

Hohenheim ist ein souveraines constitutionelles Fürstenthnm, dessen Bevölkerung neben dem Cultus der katholischen Religion, auch dem des vortrefflichen Bieres, welches in diesem Lande gebraut wird, mit großer Inbrunst obliegt. Die Mönche in den vielen Klöstern, mit denen das Fürstenthum übersäet ist, gehen darin, so wie in der Frömmigkeit mit gutem Beispiele voran, und wenn man ihre wohlgenährten Leiber und ihre feisten glänzenden Gesichter betrachtet, so fühlt

man sich zu dem Schlusse verleitet, daß ihnen Fasten, Beten und Kasteien sehr wohl bekommen müsse.

Die Bewohner von Hohenheim sind übrigens ein sehr lustiges, sorgloses und liebenswürdiges Völkchen. Leben und leben lassen, ist ihr Wahlspruch.

Was den Hof von Hohenheim, der in der Residenz gleichen Namens, einer neuen prächtigen Stadt, seinen Sitz hat, anbelangt, so ist es besonders der Fürst, den wir näher ins Auge fassen müssen, da er in dem Leben unserer Heldin, und folglich auch in dieser Erzählung eine Hauptrolle zu spielen, bestimmt ist.

Er ist durchaus nicht mehr jung, vielleicht sechzig bis dreiundsechzig Jahre alt, hat aber den Neigungen und Leidenschaften der Jugend noch immer nicht Lebewohl gesagt. Wenn die chronique scandaleuse Recht hat, so besitzt er in einem eigenen Saale seines Pallastes eine kleine, aber ausgewählte Gemäldegallerie, die lediglich blos aus den Bildnissen in Lebensgröße derjenigen Damen besteht, die sich seiner beson-

deren Gunst zu rühmen gehabt haben. Außerdem besitzt er in Italien viele Villa's, auf deren jeder irgend eine verlassene Ariadne trauert, die er jedoch von Zeit zu Zeit aus Menschenfreundlichkeit heimsucht und tröstet.

Neben dem schönen Geschlecht ist übrigens hauptsächlich die Kunst seine Leidenschaft, besonders die Malerei, Baukunst und Poesie.

Für die beiden erstgenannten hat er wirklich sehr viel gethan, vielleicht mehr, als ihm seine und seines Landes Kräfte eigentlich erlaubten. Maler, Bildhauer und Architecten haben fürstliche Unterstützungen von ihm genossen, und obwohl Hohenheim zu den wohlhabenderen und glücklicheren Ländern gehört, so konnte man doch oft Klagen der weniger kunstsinnigen Unterthanen über diese kostspielige fürstliche Liebhaberei vernehmen.

Was die Poesie betrifft, so kann man dem Fürsten Chlodwig von Hohenheim allerdings keine so freigebige Unterstützung derselben nachrühmen, da er es, statt den Dichtern unter die Arme zu greifen, vorgezogen hat, selbst in ihre

Gilde zu treten. An Verlegern für seine Werke hat es ihm begreiflicherweise niemals gefehlt, ob aber die Kunst durch dieselben auch nur um ein Haar breit gefördert worden sei, daß ist eine andere Frage, die wir uns nicht unbedingt zu bejahen getrauen.

In der letzten Zeit hatte sich der Fürst nach einer bekannten Wahrnehmung, daß Leute, die ihr Leben genossen, die geliebt und gelebt haben, im Alter fromm werden, den Pietisten und Jesuiten in die Arme geworfen. Ein ultramontanes Ministerium, an dessen Spitze ein Herr von Babel stand, leitete die öffentlichen Angelegenheiten. Die Klöster wurden vermehrt, und die Rechte der Protestanten immer mehr geschmälert; die Kammer sowohl, als der laut ausgesprochene Unwille des ganzen Volkes war machtlos gegen dieses Ministerium, welches fest auf ewige Zeiten dazustehen schien.

Aber ein Volk denkt — und eine spanische Tänzerin lenkt. Mola mußte auf ihrer Reise nach Wien das Fürstenthum Hohenheim passiren.

In der Hauptstadt desselben angekommen, ging ihr die Grille durch den Kopf, die Bewohner

derselben durch ihre göttliche Tanzkunst zu enthusiasmiren, und nebenbei auch ein wenig zu besteuern. Das Geld von den Bewohnern einer kleinen Residenz ist am Ende doch eben so viel werth, als die Hundertsousstücke der Pariser.

Sie wandte sich an die Intendanz der Hofbühne, und erhielt, Dank sei es dem wahrhaft kunstsinnigen Geiste, in welchem diese, so wie die meisten unserer Hofbühnen, verwaltet werden, sogleich ein Gastspiel.

Es ist rührend. Jede Tänzerin, jede Sängerin, jede Araber-, Seiltänzer- und Kunstreitergesellschaft wird von den Bühnen mit offenen Armen aufgenommen, ja sogar der Affendarsteller Klischnigg, die Flöhe Bertolettis und der gelehrte dominospielende Mops Mohr haben auf deutschen Bühnen mit großem Beifalle und enormem pecuniären Erfolg gegastspielt. Nur der Dichter und sein Product ist der Paria unter allen diesen Wesen einer höhern bevorzugten Gattung. Ihn läßt man Stunden lang antichambriren; seine Manuscripte schickt man ungelesen zurück und die Blätter der Hauptscene, die er, um

einen Beweis, ob es gelesen worden ist oder nicht zu erhalten, zusammengeklebt hat, halten nach ein paar Jahren noch so fest, wie am ersten Tage. Und dabei beklagen sich diese Herrn stets sehr salbungsvoll darüber, daß die deutsche, dramatische Literatur immer mehr in Verfall gerathe, trotzdem, daß sie doch durch Preisaussetzen und Tantièmen alles Mögliche thäten, um sie zu heben. Preisaussetzen; es ist zum Lachen! Einem Stücke wurde bei einer solchen Preisausschreibung der Preis zuerkannt, er sollte ausgezahlt werden, sobald das Stück aufgeführt worden sei. Seitdem sind fünf Jahre verflossen, das Stück ist noch nicht aufgeführt worden, und der Verfasser hat noch keinen Heller bekommen. Madame Birchpfeiffer steht sich allerdings sehr gut bei der Tantième.

Mola tanzte und gefiel außerordentlich. In Hohenheim weiß sich die Frömmigkeit auch öffentlich besser mit der Poesie des Fleisches zu vertragen, als in Paris, und ein Polizeiminister Iwanoff war auch nicht da, um die schöne Spanierin erst auszupfeifen und dann an die Grenze eskortiren zu lassen.

Die Intendanz bestürmte Mola mit Anträgen, ihr Gastspiel zu wiederholen, und Diese, der ein so oppositionsloser Triumph noch nie zu Theil geworden war, und die von Eitelkeit berauscht in dem Händeklatschen der Zuschauer schwelgte, geruhte diese Anträge anzunehmen. Außerdem hatte sie auch schon Zeit gefunden, eine allerliebste, kleine Intrigue mit einem jungen hübschen und reichen Kaufmannssohne anzuknüpfen, und Wien lief ihr ja doch nicht davon.

Sie miethete sich also eine schöne Wohnung in dem Gasthause zum goldenen Hirsche, dem besten in ganz Hohenheim, und empfing dort die Besuche ihres Liebhabers.

Auf Fürst Chlodwig hatte Mola's Erscheinung und Tanzen mehr Eindruck gemacht, als auf alle seine Unterthanen zusammen.

Jugendliche Wünsche und Hoffnungen wurden in dem welken abgelebten Greise wach, bei dem Anblicke dieser vollen, üppigen, schwellenden Schönheit und Jugend.

Wenn es irgend einem Weibe möglich ist, schon erstorbene Lebensgeister auf's Neue aufzu-

stacheln und anzuregen, so muß es diese heiße Andalusierin sein; das mochte Fürst Chlodwig ahnen.

Wie dem auch sei. Eines Tages wurden der schönen Spanierin durch einen gegen die Schwächen und Launen seines Gebieters äußerst gefälligen Kammerherrn Anerbietungen gemacht.

Mola theilte dieselben ihrem Geliebten, dem reichen Kaufmannssohne mit.

„Pah!" sagte dieser, „wenn Du vernünftig bist, so läßt Du Dich mit dem Fürsten nicht ein. Denn erstens ist es stadt- und landkundig, daß er sehr sparsam und knickerig gegen seine Geliebten ist, und zweitens — ist er ein alter, gebrechlicher Mann."

Mola zog die Uneigennützigkeit der Beweggründe, aus welchen ihr Geliebter so schlecht von dem Fürsten sprach, gerechtermaßen in Zweifel, und beschloß, sich die Sache denn doch ein wenig zu überlegen.

Einen souveränen Fürsten, ein gesalbtes Haupt zum Liebhaber und folglich zum Spielball ihrer

Launen zu haben, das war für sie etwas Neues, und der Gedanke daran reizte sie ungemein.

Was waren alle ihre bisherigen Liebhaber, selbst Twist, der langhaarige Klavierpauker und der arme Beaujarrier gegen einen Fürsten Chlodwig von Hohenheim?

Mola beschloß vor der Hand alle Anträge abzulehnen, um den Fürsten durch Widerstand noch mehr zu reizen. Dabei wollte sie aber auch eine Gelegenheit abwarten, um ihm trotzdem auf irgend eine elegante Weise ihr Interesse an ihm zu erkennen zu geben.

Diese Gelegenheit fand sich bald genug.

Es war gerade irgend eines von den vielen Kirchenfesten, die in katholischen Ländern gefeiert werden, und der ganze Hof, die gesammte Geistlichkeit, der Generalstab, das Offiziercorps, und die Civilbehörde durchzogen im Festornate die Straßen der Stadt.

Das Militär hatte längs den Straßen, durch welche der Zug ging und die mit Bretern belegt waren, ein Spalier gebildet, um die neugierige schaulustige Volksmenge zurückzuhalten.

Mola hatte sich indessen mit der raschen energischen Art, die ihr eigen war, durch das Spalier gedrängt, und stand jetzt, als der Zug vorbei kam, ganz allein und allen bemerkbar vor den Soldaten.

So wie der Fürst sie bemerkte, warf er ihr einen freundlichen Blick zu; ja, er machte sogar, trotz der Heiligkeit der Stunde, eine einladende Handbewegung in der Richtung nach der Residenz zu.

Mola erwiderte alle diese Aufmerksamkeiten durch den lauten Ausruf: „Welch ein schönes, geistreiches Gesicht!"

O Mola! Mola! wie tief bist Du gesunken! Zu welchen plumpen, derben Mitteln nimmst Du schon Deine Zuflucht!

Indessen schien es hier doch von Wirkung zu sein. Ein heller Schimmer der Freude und der befriedigten Eitelkeit flog über das Gesicht des Fürsten, und Abends kam der Kammerherr mit dringenderen und bestimmteren Anträgen wieder zu Mola.

Alte Männer, die selten mehr Triumphe ihrer Persönlichkeit zu verdanken haben, sind dann in

dieser Beziehung schrecklich schwach und eitel. Ein junger, wirklich schöner und geistreicher Mann würde sich durch das allzueifrige Zuvorkommen, welches in diesem Ausrufe Mola's lag, zurückgestoßen gefühlt haben.

Mola zeigte sich diesen Abend den Anträgen des vermittelnden Kammerherrn geneigter, und endlich nach langen Debatten wurde bestimmt, daß der Fürst sie morgen Abend, jedoch im strengsten Incognito und nur in Begleitung eines Kammerherrn, besuchen dürfe.

Am nächsten Morgen wurde der Kaufmann, dessen leichtsinniger Sohn bis jetzt der Liebhaber der Tänzerin gewesen war, plötzlich zu einer Privataudienz bei dem Fürsten beschieden.

Der ehrsame dicke Bürger und Kaufmann von Hohenheim erschrack sehr, denn er konnte sich gar nicht denken, was der Fürst von ihm wolle.

„Eure Hoheit haben geruht, nach mir zu senden," sagte der Kaufmann ehrerbietig, als er nach zweistündigem Warten endlich vorgelassen worden war.

„Ja," sagte der Fürst, „Ihres Sohnes wegen. Ihr Sohn hat sich sehr schwer gegen mich ver-

gangen; er hat sehr übel von mir gesprochen. Nur allein meiner Huld für Sie, den ich schon so viele Jahre als treuen und loyalen Bürger kenne, hat er es zu verdanken, daß ich ihn für diesmal noch so durchhüpfen lassen will. Jedoch nur unter einer Bedingung: wenn er nämlich binnen zwei Stunden meine Haupt- und Residenzstadt und binnen zwei Tagen mein Reich verlassen, und sich verpflichten will, nicht eher in dasselbe zurückzukehren, als bis ich es ihm ausdrücklich erlaube."

Der gute Philister von Hohenheim war ganz entzückt über des Fürsten Milde und Gnade. Im Anfange der Rede hatte er seinen Sohn schon im Geiste in einen Hochverraths- und Majestätsbeleidigungsprozeß verwickelt gesehen, und war überzeugt, derselbe werde unter funfzehn Jahre Festungsstrafe nicht davonkommen, die knieende Abbitte vor dem Bildnisse des Fürsten ungerechnet.

„Euer Hoheit Wunsch ist mir und meinem Sohne, der so unglücklich war, sich Dero allerhöchstes Mißfallen zuzuziehen, Befehl," entgegnete der Kaufmann. „Mein Sohn soll heute noch abreisen."

„Schön," sagte der Fürst, „Sie sind nun entlassen, aber merken Sie sich es; ich werde mich überzeugen, ob Ihr Sohn wirklich fort ist."

Nach einer Fluth von Betheuerungen und Danksagungen entfernte sich der Kaufmann, obwohl er eigentlich noch kein Wort davon wußte, was sein Sohn denn eigentlich wohl verbrochen habe.

Als dieser Letztere aus dem Munde seines Vaters die Audienz und die nothwendig gewordenen Folgen erfuhr, war er außer sich vor Wuth.

„So hat sie mich also doch diesem alten geizigen Fürsten geopfert," rief er aus. „Es ist schändlich; Aber selbst, wenn ich das noch hingehen lassen wollte, — sie ist nun einmal eine Dirne — wozu mußte sie meine Aeußerungen denunciren. Wahrhaftig, ich hätte sie für nobler und großartiger gehalten."

Er wollte in der ersten Wuth zu der treulosen Tänzerin hin, um ihr Vorwürfe zu machen, ein Unternehmen, was sehr zwecklos gewesen wäre, und von dem ihn sein Vater, der sehr besorgt war, daß er nicht um eine Minute später abreise,

als der Fürst es befohlen hatte, auch glücklich zurückhielt.

Endlich waren in der Eile alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, der Vater umarmte seinen Sohn, drückte ihm eine große Brieftasche mit Banknoten und Creditbriefen in die Hand, hob ihn in den Wagen, und das Opfer der treulosen Tänzerin verließ fluchend seine Vaterstadt.

Mola wußte aber recht gut, warum sie die Aeußerung ihres bisherigen Liebhabers über den Fürsten dem Kammerherrn denuncirt hatte.

Sie wollte durch diesen Vorwurf des Geizes, den man ihm machte, und den sie ihm mittheilte, gerade die Eitelkeit des Fürsten reizen, daß er das Gerücht thatsächlich widerlegen und sich gegen sie recht freigebig zeigen möge, und der Erfolg wird lehren, inwiefern sie ihr Ziel erreichte, und ob sie richtig und als feine Menschenkennerin geschlossen hatte.

Am nächsten Abende kam der Fürst, tief in einen schlichten Oberrock gehüllt, und nur von

einem Adjutanten begleitet, in den Gasthof, wo die Sylphide wohnte.

Ein unglücklicher Zufall wollte es jedoch, daß er sich in der Zimmernummer irrte, und zu einem nebenan wohnenden Weinreisenden gerieth, der ihn, trotz seiner Vermummung, sogleich erkannte und mit ironischer Höflichkeit zurecht beschied, zugleich aber auch dafür sorgte, daß noch an demselben Abende die ganze Residenz um diesen Besuch des Fürsten wußte.

Mola empfing ihn in einem sehr leichten und reizenden Negligé.

Der Adjutant entfernte sich pflichtschuldigst; sie waren allein.

„Durchlaucht," sagte Mola, „ich habe ihrem Wunsche nicht länger widerstehen können. Mein eigenes Herz ist zum Verräther an meinem Willen geworden."

Der Fürst war entzückt über diese ungemein geistreiche Einleitung des Gesprächs.

Er ließ sich auf das Sopha nieder und sagte:

„Ich war von meiner Jugend an ein Ver-

ehrer der Kunst; besonders aber der Malerei und Poesie. Sie aber, schöne Donna, haben mich überzeugt, daß die Plastik denn doch höher, als beide stehe."

Mola lächelte.

Der Fürst fuhr mit dem Ausdrucke geschmeichelter Eitelkeit fort:

„Also, Ihr Herz wurde zum Verräther an Ihrem Willen, sagten Sie nicht so? Und meine Verleumder nennen mich doch einen alten gebrechlichen Mann."

„Das ist der Neid, der aus ihnen spricht," erwiderte Mola; „weil sie schon als Jünglinge Greise sind, so beneiden und verleumden sie ihren Fürsten, der sich noch als Greis Jugendkraft und Jugendschönheit bewahrt hat."

Diese plumpen Schmeicheleien verfehlten bei dem schwachen und eitlen Fürsten ihre Wirkung durchaus nicht.

„Mola," sagte er, „wir müssen mit einander ins Reine kommen. Wollen Sie hier bleiben in Hohenheim, wollen Sie mir meine von Regierungssorgen getrübten Tage erheitern und ver-

schönern; mit Einem Worte, wollen Sie mein werden?"

Als Mola den Fürsten so weit hatte, schlug plötzlich ihr Betragen gänzlich um. War sie bis jetzt schmeichelnd und hingebend gewesen, so wurde sie jetzt mit Einem Male frivol und kokett.

„C'est selon, mon prince?" erwiderte sie.

„Wenn Sie einwilligen, Mola," fuhr der Fürst fort, „so soll Ihnen nicht nur Rang und Reichthum, sondern, wonach eine geistreiche Frau sich noch mehr sehnt, Macht und Einfluß zu Gebote stehen. Sie sollen dem Wesen nach die Fürstin des Landes sein, wie Sie die Königin meines Herzens sind, wenn Sie auch den leeren Schall des Namens einer anderen überlassen müssen."

„Eh bien, alors oui!" sagte Mola, „wenn das ist, so willige ich ein; aber vergessen Sie nicht, mon prince, daß dieser Vertrag ein gegenseitiger und freiwilliger ist, und daß er eben so gut von mir, als von Ihnen gelöst werden kann."

„Ich hoffe, er soll es nicht werden," sagte der Fürst, „wenigstens will ich gewiß keine Veranlassung dazu geben."

Mit diesen Worten zog er die Tänzerin näher an sich und umarmte sie.

Sie sträubte sich anfangs mit erkünsteltem Widerstande, während auf einen Augenblick der Ausdruck der tiefsten Verachtung, ja des Ekels, über ihr schönes stolzes Gesicht hinflog.

Der erhitzte Fürst bemerkte diesen bösen Zug nicht. Die Tänzerin hatte sich auch bald wieder besonnen, ihr Gesicht wurde wieder freundlich und hingebend, und sie erwiderte die Küsse ihres fürstlichen Liebhabers.

Der Fürst blieb länger als zwei Stunden bei ihr. Als er sich endlich erschöpft, aber liebeselig entfernt hatte, ließ Mola sogleich den Wirth zu sich heraufrufen.

Ihr ganzes Benehmen war verändert; sie gab sich das Air einer Königin.

„Ich brauche von morgen an die ganze Beletage," sagte sie, „da ich gesonnen bin, mir eine ziemlich zahlreiche Dienerschaft zu halten."

„Ich bedaure sehr, mein Fräulein," sagte der Wirth, „Ihrem Wunsche nicht willfahren zu können."

„Warum nicht, warum nicht?" fragte Mola heftig.

„Weil die Beletage von einer reichen englischen Familie bewohnt wird, der ich doch unmöglich die Thüre weisen kann."

„Warum nicht," fragte Mola wieder, „wenn ich ihre Wohnung zu haben wünsche. Ich bezahle sie Ihnen doppelt."

„Es thut mir leid," sagte der Wirth, „aber ich habe kein Recht dazu, einen Gast —

Mola hatte die Geduld verloren. Noch ganz berauscht von ihrem neuen Glücke und von den ehrgeizigen Plänen und Aussichten, die sich ihr eröffnet hatten, erbitterte es sie aufs Aeußerste, daß ein unbedeutender Gastwirth ihr gleich ihren ersten Wunsch abzuschlagen wage.

„Fort, deutsche Bestie!" rief sie. „Wenn Du nicht willst, so ist es Dein eigener Schade."

Mit diesen Worten gab sie ihm eine derbe

Ohrfeige und stieß ihn zur Thüre hinaus, die sie hinter ihm verriegelte.

Während der Beleidigte draußen wüthete und die Thüre einzusprengen versuchte, ging Mola, heftig aufgeregt, im Zimmer auf und ab.

„Morgen ziehe ich aus," sagte sie, „in einen andern Gasthof, und dort halte ich mir Lakaien und Kammerfrauen, und Equipagen und Reitpferde, bis der Pallast eingerichtet ist, den mir dieser alte Fürst versprochen hat."

Der Wirth war endlich müde geworden, und ließ von seinen vergeblichen Versuchen die Thüre einzusprengen, ab. Er ging mit dem festen Entschlusse hinunter, morgen mit frühestem die Sylphide wegen Real- und Verbalinjurien zu denunciren.

Der Fürst aber kehrte ganz entzückt und begeistert nach Hause zurück.

Beim Auskleiden sagte er zu seinem Kammerherrn:

„Stets teutschen Sinnes gewesen seiend, und es bewiesen habend vielfach; aber was Liebe sei, unwissend bis jetzt, durch diese Spanierin erfahren habend heute."

Am nächsten Morgen hatte die Residenz vollauf zu klatschen und war glücklich.

Zwölftes Kapitel.

Es wird fort geprügelt.

Am nächsten Morgen brachte der Gastwirth seine Injurienklage an, und Mola zog aus.

Sie hatte sich eben in der geräumigen und elegant eingerichteten bel-etage ihres neuen Gasthofes etwas zurechtgefunden, und die nöthigen Aufträge ertheilt, um sich ihre eigene Bedienung zu verschaffen, als ihr der berühmte Maler Maulbach gemeldet wurde.

Wir haben schon früher jener seltsamen Grille des Fürsten erwähnt, alle seine verschiedenen Geliebten malen zu lassen und diese Gemälde in einem eigens dazu bestimmten Saale aufzustellen.

Mola durfte in dieser Gallerie natürlich nicht fehlen und so erhielt denn der berühmte Maulbach den Auftrag sie für dieselbe zu malen.

„Mein Fräulein,“ sagte der große Künstler, als er vorgelassen worden war, „ich habe von Seiner Durchlaucht den angenehmen und ehrenvollen Auftrag erhalten, Ihre lieblichen Züge auf der Leinwand festzuhalten.“

„Das heißt auf deutsch, Sie sollen mich portraitiren, nicht wahr?“

„Allerdings,“ sagte der etwas verblüffte Künstler.

„Attendez mon cher,“ sagte Mola, „wie lange muß ich da wohl ruhig sitzen?“

„Täglich zwei Stunden acht Tage hindurch.“

„C'est impossible,“ erwiderte Mola mit Entschiedenheit.

„Aber mein Fräulein,“ sagte der Maler schüchtern, „Seine Durchlaucht wünschen durchaus, Ihr Portrait zu besitzen, und wie soll ich Sie denn malen, wenn Sie nicht sitzen wollen?“

„Wissen Sie was,“ sagte Mola; „ich will Ihnen einen Ausweg vorschlagen: Schicken Sie

einen geschickten Daguerrotypisten zu mir, dem brauche ich nur eine Minute still zu sitzen, was ich allenfalls aushalten kann, und Sie können dann das Bild nach dem Daguerrotype malen."

„Aber, das wird wirklich schwer gehen, das Colorit . . ."

„Ei was, das geht ganz gut, und ich will es einmal so. Und was das Colorit betrifft, so schadet es nichts, wenn es etwas geschmeichelt ausfällt und frischer ist, als in der Wirklichkeit."

Der Maler verstand diesen allerdings ziemlich deutlichen Wink; er sah auch, daß Mola's Entschluß, ihm nicht sitzen zu wollen, feststand, und so blieb ihm denn nichts übrig, als sich demselben zu fügen.

Nachdem er versprochen hatte, den Daguerrotypisten so bald als möglich zu schicken, empfahl er sich.

Nun ging Mola aus, um einige Einkäufe zu machen. In dem ersten Modewaarengewölbe traf sie einen sehr jungen und hübschen Ladendiener an. Sie suchte daher ziemlich lange unter den verschiedenen Waaren und Sorten herum;

endlich ließ sie sich eine ziemliche Quantität auf die Seite legen und befahl, daß der Ladendiener ihr dieselbe in ihr Hôtel bringe.

Man sieht, die schöne Spanierin war zeitig genug darauf bedacht, den Fürsten zu betrügen, wenn man es bei der offenen Art und Weise, mit der sie dabei zu Werke ging, noch betrügen nennen kann.

Seit einiger Zeit schien übrigens der Dolch, den Mola im Strumpfbande stecken hatte, zum Schutze ihrer Tugend nicht mehr auszureichen, denn sie hatte sich eine ungeheure englische Dogge angeschafft, die sie überall hin begleitete, und die nur aus ihrer Hand fraß.

Dieser Hund war eine wilde, ungezogene, händelsüchtige Bestie, und dazu bestimmt eine große Rolle in dem scandalvollen Leben Mola's zu spielen.

Auch auf ihrem heutigen Ausgange hatte die Dogge sie begleitet.

Nachdem Mola den Putzwaarenladen verlassen hatte, ging sie weiter zu einem Silberar-

beiter, wo sie sich ein prächtiges, massives Thee-service bestellte.

Im Begriffe, sich nach Hause zu begeben, wurde sie durch die Unarten des sie begleitenden Hundes in eine äußerst unangenehme Scene verwickelt.

Als sie nämlich durch eine enge Straße ging, fuhr ihre Dogge den Pferden eines schwerbepackten Lastwagens bellend zwischen die Beine. Die armen erschreckten Thiere konnten zwar der großen Last des Wagens halber nicht durchgehen, aber sie sprangen in kurzen Sätzen nach beiden Seiten hin, so daß der Wagen in Gefahr gerieth, umgeworfen zu werden.

Mola sah lächelnd dem Unheile zu, welches ihr Hund angerichtet hatte.

Der Fuhrmann faßte jedoch die Sache nicht ganz so humoristisch auf, sondern ergriff seine Peitsche und vesetzte der Dogge damit ein paar so energische Hiebe, daß sie winselnd und heulend bei ihrer Gebieterin Schutz suchte.

„Warte Beest,“ sagte der Fuhrmann; „ich will

Dich lehren, meinen Gäulen zwischen die Beine zu fahren."

Mola war außer sich vor Wuth. Ein gemeiner Fuhrmann sollte es wagen dürfen, den Hund der Maitresse des Fürsten zu prügeln. Da müßte es ja keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt geben.

Sie trat daher mit großer Entschlossenheit auf den Fuhrmann zu, und im nächsten Augenblicke war ihre im Glacéhandschuh steckende Hand mit der gebräunten Wange des Rosselenkers in eine sehr derbe und unsanfte Berührung gekommen.

Anfangs maß derselbe, ganz erstarrt über diese Kühnheit, die schlanke und elegante Gestalt seiner Gegnerin; bald aber erhob er seinen musculösen Arm, und schlug mit den Worten: „I! was, schlagen laß ich mich von Niemand," auf sie los.

Mola wehrte sich auf's Tapferste, aber die Uebermacht war zu sehr auf Seiten des Fuhrmanns. Die Streiche fielen hageldicht, und Keiner aus dem Zuschauerkreise, der sich um die-

sen Faustkampf gebildet hatte, fühlte so viel ritterliche Galanterie in sich, einer bedrängten Dame beizustehen. Im Gegentheile lachte und applaudirte Alles.

Es ist merkwürdig, was für einen instinktmäßigen Widerwillen das Volk immer gegen die Maitressen seiner Fürsten hat. Der Grund dieser Erscheinung mag darin zu suchen sein, daß das Volk weiß, wie kostspielig dergleichen Privatvergnügungen gewöhnlich sind, und daher nach einem logisch sehr richtigen Schluß für seinen Beutel fürchtet.

Hier kam außer diesem allgemeinen Grunde noch der besondere hinzu, daß die Fürstin, welche durch diese neue Leidenschaft des Gemahls von Neuem beleidigt und zurückgesetzt wurde, eine wahre Landesmutter, eine freigebige und unermüdliche Wohlthäterin der Armen, und bei dem Volke sehr beliebt war.

Das Volk jubelte und applaudirte, also wie gesagt, als Mola in ihrem Kampfe mit dem Fuhrmann den Kürzen zog, und der Ausgang hätte für die Tänzerin sehr traurig werden kön-

nen, wenn nicht gerade ein Gensd'armerielieutenant, Namens Birnbaum, vorbeigegangen wäre.

Eben so wohl aus Neugierde, als aus Pflichtgefühl, durchbrach Birnbaum den Kreis der schadenfrohen Gaffer, und sah nun, in welcher Bedrängniß sich unsere Heldin befand.

Er trat sogleich auf den Fuhrmann zu, und befahl ihm, mit der ganzen Energie, die ihm seine Ritterpflicht und seine amtliche Stellung gab, von der Bayadere abzulassen.

Der Fuhrmann gehorchte, wenn auch murrend, und der Lieutenant gab der Tänzerin den Arm, um sie sicher nach Hause zu geleiten.

Indessen folgte der Pöbel schimpfend und spottend und pfeifend dem würdigen Paare, so daß der Lieutenant sich genöthigt sah, die Tänzerin einstweilen in einen nahegelegenen Laden zu führen, und sie dem Schutze des Besitzers anzuempfehlen, um Hülfe zu requiriren und den muthwilligen Troß, der es sogar wagte, des Ansehens eines Gensd'armerielieutenants zu spotten, zu zerstreuen.

Mittlerweile war aber die Lage der Tänzerin eben auch keine sehr angenehme.

Der Pöbel hatte vor dem Laden Halt gemacht, und belagerte sie förmlich in demselben. Schimpfworte, die eben nicht zu den feinsten Ausdrücken des Adelung'schen Wörterbuchs gezählt werden konnten, wurden mit lauter Stimme gerufen, und ein Stein flog sogar klirrend in den Aushängekasten des Ladens.

Mola wüthete. Sie wollte hinaus in die tobende Volksmenge, um die Schreier mit den Zähnen zu zerreißen, und der Besitzer des Ladens mußte wirklich beinahe Gewalt anwenden, um sie von der Ausführung dieses Verfahrens zurückzuhalten, und so noch ferneres Unglück zu verhüten.

Endlich kam Birnbaum mit einer kleinen Abtheilung Gensd'armen, und nicht ohne Mühe gelang es ihm, den Volkshaufen zu zerstreuen.

Nun wurde nach einem Fiaker geschickt. Mola setzte sich mit ihrem Retter und der Dogge, die den ganzen Skandal verursacht hatte, in denselben, und fuhr nach Hause.

Diesmal war sie im buchstäblichen Sinne des Wortes noch mit einem blauen Auge davon gekommen.

Nachmittags wurden ihr die Sachen, die sie sich in dem Putzwaarenladen ausgesucht hatte, zugeschickt; aber man denke sich ihre Wuth, nicht, wie sie es befohlen hatte, durch den jungen, hübschen Ladendiener, sondern durch eines der Putzmachermädchen.

Mola war ohnedies noch durch die Scene vom Vormittage her aufgeregt. Sie zerriß also nicht nur die Waaren und die Rechnung, sondern ohrfeigte auch noch das arme unschuldige Mädchen.

Am Abende kam der Fürst wieder.

„Durchlaucht,“ war ihr erstes Wort an ihn, „morgen reise ich ab. Ich verlasse Ihr erbärmliches Land, wo man Frauenzimmer mißhandelt.

Der Fürst wußte noch nicht, was vorgegangen war; daß etwas vorgegangen sein mußte, sah er allerdings an dem geschwollenen und verbundenen Antlitze seiner Geliebten.

„Aber, mein Engel, so erzähle mir doch,

was geschehen ist, und ich schwöre Dir, die Schuldigen sollen auf's Strengste bestraft werden."

Mola wollte sich Anfangs nicht erbitten lassen, und bestand auf ihrem Vorsatze, morgen früh abzureisen.

Nur durch das Versprechen des Fürsten, ihr das Indigenat und den Grafentitel in Hohenheim zu verleihen, konnte sie endlich bewogen werden, zu bleiben.

Nun erzählte sie dem Fürsten ihr Unglück von heute Vormittag, wobei sie nicht unterließ, die Verdienste des Lieutenants Birnbaum um ihre Rettung, auf's Glänzendste herauszustreichen.

Lieutenant Birnbaum war, beiläufig bemerkt, einer von jenen starken breitschulterigen Männern mit starkem Barte, welche sinnliche Weiber immer schön finden, und auch unsere Mola fühlte eine um so lebhaftere Neigung für ihn, als der schöne, aber dumme Ladendiener nicht gekommen war, und sie dem alten Fürsten doch unmöglich zwei Tage lang treu bleiben konnte.

Am andern Tage erhielt der Lieutenant Birn-

baum sein Beförderungspatent zum Oberlieutenant, und zugleich ein Billet-doux von Mola, in welchem sie ihn auf Nachmittag zu sich beschied.

Unglücklicherweise war der neue Oberlieutenant Vormittags ausgegangen, hatte mit einigen Freunden zuerst vortrefflich gefrühstückt, und dann noch besser zu Mittag gespeist und getrunken.

Nach Tische machte er seinen kleinen Spaziergang, und spielte dann einige Partieen Billard in dem Kaffeehause, welches er gewöhnlich besuchte.

Mola wartete um die bestimmte Stunde, wer aber nicht kam, das war der Herr Oberlieutenant.

Mola und Warten! Kann man sich zwei heterogenere Dinge vorstellen? Mola, die personificirte quecksilberne Unruhe und Warten!

In der That verlor die Tänzerin bald die Geduld.

„Er untersteht sich, mich warten zu lassen, was mir noch nie in meinem Leebn geschehen ist. Eh bien! er soll mich kennen lernen.“

Sie schickte auf das Polizeibüreau, und ließ sich nach der Wohnung des Lieutenants Birnbaum erkundigen.

Als sie dieselbe erfahren hatte, ging sie mit einem dünnen, aber sehr starken Ebenholzstöckchen bewaffnet, und von ihrer Dogge begleitet, nach derselben.

„Wohnt Herr Birnbaum hier?“ fragte sie den über den seltsamen Besuch erstaunten Bedienten.

„Ja, gnädige Frau; aber er ist nicht zu Hause.“

„So führe mich nur in sein Zimmer; ich will ihm etwas aufschreiben.“

Der Bursche gehorchte, ohne eine Ahnung des Unheils zu haben, welches über die Stube seines Herrn hereinbrechen sollte.

Kaum war nämlich Mola in die Stube getreten, als sie anfing, mit ihrem Ebenholzstäbchen Alles, was nicht niet- und nagelfest war, zu zertrümmern.

Birnbaum besaß einen sehr schönen Glasschrank, in dem er die Liebesgeschenke so man-

cher vornehmen Hohenheimer Dame, die den breitschulterigen Adonis begünstigt hatte, aufbewahrte.

Dieser fiel als erstes Opfer. Dann kamen die Spiegel, die Bilder und die Fensterscheiben daran, während der Hund eine Mappe mit Papieren, die auf einem Tische lag, heruntergeworfen hatte, und die zerstreuten Liebesbriefe in der Stube herumschleppte und zerfetzte.

Zum Schlusse goß Mola nach das Tintenfaß über ein Packet frischgewaschener Wäsche, welches auf einem Pulte lag.

Der Bursche starrte in sprachlosem Erstaunen die Tänzerin und ihr Treiben an. Seine geistigen Fähigkeiten waren gänzlich abwesend, bis ihn endlich Mola rauh am Arme faßte und sagte:

„Sage Deinem Herrn nur, er werde aus dieser Verwüstung schon erkennen, wer da gewesen.“

Damit ging sie stolz und triumphirend über ihre Heldenthat ab.

Der unglückliche Birnbaum hatte unterdessen

ruhig weiter gespielt, das Glück begünstigte ihn, er gewann bedeutend. Da es aber nicht nobel ist, gewonnenes Geld mit nach Hause zu nehmen, so begab sich der Lieutenant mit seinem Gegner im Billard, und noch einigen Freunden in ein Weinhaus, um das gewonnene Geld in Austern, Burgunder und Champagner zu verwandeln.

Abends kam indessen der Fürst wieder zu seiner Geliebten, deren erstes Wort war:

„Dieser Birnbaum ist ein Ungeheuer, ein liederlicher Mensch. Durchlaucht, Du mußt ihn jedenfalls aus Hohenheim fortjagen."

„Aber, liebe Mola, gestern empfahlst Du mir ihn ja noch so dringend, daß ich ihn blos Deinetwegen zum Oberlieutenant befördert habe."

„Ja, das war gestern so, und heute ist es anders," sagte Mola, „heute will ich, daß er aus Hohenheim fort soll, und zwar sogleich."

„Aber, mein Gott, Mola, was hat er Dir denn gethan?"

„Ich brauche Dir zwar, wenn ich etwas will, keine Rechenschaft darüber zu geben, aber

da Du darauf bestehst, so will ich es diesmal ausnahmsweise thun. Ich habe ihn heute Nachmittag zu mir bestellt, und denke Dir, er ist nicht gekommen."

„Du hast ihn zu Dir bestellt, Mola? Was wolltest Du denn von ihm?"

Mola schlug ein unsterbliches homerisches Gelächter auf.

„Was ich von ihm wollte! Wie naiv Du fragen kannst, alte Durchlaucht. Was ich von ihm wollte! Es ist zum Todtlachen; er ist ein hübscher Junge und gefällt mir. Weiter wollte ich nichts von ihm."

Die Eitelkeit des Fürsten erhielt durch dieses offene Geständniß Mola's einen sehr empfindlichen Stoß. Er versuchte einige Bemerkungen über gewünschte Treue und Dankbarkeit zu machen, die aber Mola sehr bald mit den Worten unterbrach:

„Durchlaucht, ich habe Dir gesagt, daß ich eben so gut unser Verhältniß lösen kann, wie Du. Ich liebe aber meine Freiheit weit mehr, als Deine Palläste, Dein Gold, Deine Grafen-

titel und Dein Indigenat. Wenn Du mich nicht thun lassen willst, was ich will, eh bien, so reise ich ab."

Was wollte der schwache Fürst machen? Mola hatte ihn ganz und gar umgarnt; er konnte nicht von ihr lassen; er mußte also, so schmerzlich und demüthigend es für ihn auch war, ausdrücklich und freiwillig gestatten, von der Tänzerin wissentlich betrogen zu werden.

Indessen dachte er doch daran, die günstige Gelegenheit, wenigstens für den Augenblick einen seiner Nebenbuhler los zu werden, zu benutzen.

„Sagtest Du nicht, Mola, Du wünschest den Lieutenant Birnbaum aus Hohenheim fortgejagt?"

„Ja, das wünsche ich, und zwar so bald, wie möglich, damit er weiß, was es heißt, die Andalusierin Dolores warten zu lassen."

„Du sollst sehen, daß ich Dir gern gefällig bin, Mola, gieb mir ein wenig Papier und eine Feder."

Mola brachte das Verlangte, und der Fürst schrieb sogleich einen Befehl an den Kriegsmini-

ster, den Lieutenant Birnbaum, nach dem entlegensten Grenzorte zu versetzen und den betreffenden Befehl eiligst auszufertigen.

Der Kriegsminister, dem der Adjutant des Fürsten diesen Befehl noch so spät Abends überbrachte, konnte nicht umhin, über die besondere Aufmerksamkeit zu staunen, die der Fürst seit gestern diesem Lieutenant Birnbaum zu Theil werden ließ.

Der Fuhrmann aber, der die Tänzerin geprügelt hatte, war trotz des fürstlichen Versprechens der strengsten Strafe, bis jetzt noch in vollkommener Freiheit, und zwar nach dem bekannten deutschen Sprichworte:

Die Nürnberger hängen Keinen
Sie hätten ihn denn zuvor.

Die Hohenheimer machen's auch so!

Dreizehntes Kapitel.

Verdrüßlichkeiten.

Als der Lieutenant Birnbaum am selben Morgen müde und schläfrig nach Hause kam, um die Weindünste, die seit dem vergangenen Vormittage schon sein Hirn benebelten, zu verschlafen, fand er zu seinem großen Schrecken und Erstaunen sein Zimmer in einem Zustande, als ob die wilde Jagd durch dasselbe gezogen wäre.

Er rüttelte seinen Bedienten aus dem Schlafe empor, was nicht wenig Mühe kostete.

„He Bursche, verfluchter Schlingel, was hast Du da angerichtet?"

„Ich, gnädiger Herr Lieutenant, gar Nichts."

„Du nicht? Wer denn also? Wer war denn während meiner Abwesenheit hier?"

„Der Teufel, gnädiger Herr Lieutenant."

Der Bursche sagte dies mit einer so gläubigen, noch nachzitternden Angst, daß der Lieutenant, ungeachtet seines Zornes und seiner Neugierde, lachen mußte.

„Der Teufel war also hier, sagst Du, Memme? Ich bin dem Fürsten der Hölle sehr verbunden, für seinen freundlichen Besuch. Wie sah er denn aber aus?"

„Wie ein sehr schönes, üppiges Weib."

Durch vieles Kreuz und Querfragen brachte Birnbaum endlich von seinem Burschen die Erzählung des ganzen Vorfalls, wie ihn der Leser schon kennt, heraus.

Er bekam aber dadurch noch immer keine bestimmte Gedankenrichtung, hinsichtlich der schönen Zerstörerin, bis er beim Auflesen der rings auf dem Boden herumliegenden, zum Theil zerrissenen Papiere, sein Oberlieutenantspatent und den Brief Mola's fand, in welchem sie ihn zu sich bestellt hatte.

„Also, meine schöne Amazone war es," rief er aus, „das hätte ich gleich wissen können, denn, welche andere Dame würde auf das Zimmer eines Offiziers gehen, um es zu demoliren, und ihm dann sagen zu lassen, er möge daraus erkennen, wer dagewesen. Aber ich muß sie wieder gut zu machen suchen. Ich will ihr morgen schreiben, oder selbst zu ihr gehen."

Mit diesem lobenswerthen Vorsatze wollte sich Lieutenant Birnbaum zu Bette begeben. Aber so gut sollte es ihm heute nicht werden, denn in diesem Augenblicke schellte es heftig an seiner Thüre, und als der Lieutenant neugierig, wer ihn zu so früher Morgenstunde besuchen wolle, selbst öffnete, stand eine Ordonnanz des Kriegsministeriums mit einem versiegelten und an ihn adressirten Amtsschreiben vor ihm.

Birnbaum nahm die Depesche und erbrach sie; aber kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, so mußte er sich an einen Stuhl anhalten, um nicht vor Schreck und Zorn über ihren Inhalt umzusinken.

Die Depesche enthielt nämlich nichts Anderes,

als seine Versetzung nach der Garnison des kleinsten, elendesten Grenznestes, und den Befehl augenblicklich nach Empfang dieses Schreibens dorthin abzureisen.

Birnbaum war außer sich. Hohenheim war im Allgemeinen eine sehr angenehme Stadt, besonders aber für den schmucken Cavallerie-Offizier, der so viel Glück bei Damen hatte, und nun sollte er fort, fort in ein Städtchen, wo es vielleicht im Ganzen drei hübsche Mädchen gab, von denen aber jede schon ihren Bräutigam besaß, und wo die jungen Frauen ihren Männern treu blieben. Es war entsetzlich!

Und jetzt, jetzt fort, wo er seinen vom schauderhaftesten Katzenjammer zerrütteten Körper eben durch einen tiefen Schlaf stärken wollte. Jetzt sollte er sich auf der holprigen Chaussee die Seele noch vollends aus dem Leibe rütteln lassen.

Birnbaum errieth übrigens bald, daß niemand Anderes, als die rachsüchtige Spanierin, die Schuld an diesem neuen Unglücke trage, und er verfluchte tausendmal den unglücklichen Zufall,

der ihn gerade, als ihr Billet-Doux ankam, nicht hatte zu Hause sein lassen.

Für den Augenblick war nun freilich nichts Anderes zu thun, als Ordre zu pariren. Mit teuflischer Schlauheit war für Alles gesorgt worden. Die Ordonnanz meldete, mit der Hand an dem Czako, daß unten ein sehr bequemer Reisewagen auf den Herrn Oberlieutenant warte.

Birbaum weckte also von Neuem seinen verschlafenen Burschen, packte mit dessen Hülfe, was von seinen Sachen noch ganz war, so schnell als möglich zusammen, und fort ging es erst über das rasselnde Pflaster der Residenz und dann über die holprige Chaussee.

Auf der ersten Station angelangt, ließ Birnbaum Halt machen. Er hatte Ordre parirt, und war abgereist, wann er ankommen mußte, das war nicht bestimmt worden.

Er trat in das Posthaus und ließ sich Papier Dinte und Federn geben.

Nun schrieb er einen leidenschaftlichen liebeglühenden Brief an die Spanierin, in dem er ihr schwor, daß er erst diesen Morgen nach

Hause gekommen, und also ihr Billet nicht früher erhalten habe. Er habe sich ein so vermessenes Glück, wie ihm zu Theil geworden, nicht zu träumen gewagt, und so habe er es denn versuchen wollen, den Liebesschmerz, der ihn, seitdem er sie zum ersten Male gesehen, erfaßt habe, in einem wilden Leben zu betäuben. Schließlich bat er sie, ihren Einfluß dahin zu verwenden, daß er aus seiner unverdienten Verbannung zurückgerufen werde.

Als dieser Brief geschrieben war, rief er seinen Burschen.

„He, Fritze! Du nimmst Dir hier vom Posthalter ein Pferd und reitest ventre à terre nach Hohenheim, wo Du diesen Brief an seine Adresse besorgst. Verstehst Du mich, Dummkopf?"

„Aufzuwarten, gnädiger Herr Lieutenant."

„So ist's gut, hier hast Du Geld, und nun mach schnell."

Als Birnbaum seinen Bedienten als Postillon d'amour hatte fortreiten gesehen, ließ er sich ganz ruhig ein Zimmer aufsperren und legte sich zu Bette, nachdem er in Voraussicht der Dinge,

die da kommen sollten, den Befehl ertheilt hatte, ihn, wenn ein Courier nach ihm fragen sollte, sogleich zu wecken.

Mola saß Vormittags eben bei der Toilette und schimpfte und ohrfeigte ihre unglücklichen Kammerfrauen, als ihr Birnbaum's Bedienter gemeldet wurde.

Sie ließ ihn eintreten.

Der arme Bursche blieb erschreckt und verblüfft auf der Schwelle stehen, als er den leibhaftigen Teufel wieder vor sich sah, der die Wohnung seines Herrn demolirt hatte.

„Was bringst Du?“ fragte Mola barsch.

„Einen . . , Brief . . .“ sagte der Bursche zitternd und stotternd.

„So gieb her.“

Der Bursche näherte sich der Tänzerin mit jenen unsichern, zögernden Schritten und jenen scheuen Blicken, mit denen man an ein Wesen hinantritt, über welches man selbst noch nicht im Klaren ist.

Mola verlor darüber die Geduld, trat rasch auf ihn zu und riß ihm den Brief aus der Hand.

„So! er hat also meinen Brief erst diesen Morgen erhalten. Dann ist er freilich unschuldig, der arme hübsche Junge. Und ich habe ihm Alles zerschlagen; es ist wirklich Schade. Doch dafür soll er zurück und zwar heute noch.“

Als sie einmal diesen Entschluß gefaßt hatte, entließ sie den Burschen des Oberlieutenants mit der Botschaft, sein Herr werde bald von ihr hören.

Dann beeilte sie sich, ihre Toilette zu beendigen, und befahl, anzuspannen.

Als sie einstieg und der Bediente fragte: „wohin sie fahren wolle,“ erwiderte sie kurz und fest: „In das fürstliche Schloß.“

Der arme Teufel von Bedienten wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte. Er blieb daher zögernd in dem geöffneten Wagenschlage stehen.

„In das fürstliche Schloß sage ich,“ rief Mola lauter, und schon ärgerlich über dieses Zögern. „Hörst Du denn nicht, Dummkopf? Muß ich es selbst dem Kutscher sagen?“

Der Bediente rief nun dem Kutscher überlaut zu. „In das fürstliche Schloß,“ so, daß alle Vorübergehenden es hörten und die Köpfe über

die freche Anmaßung und Prahlerei der Tänzerin schüttelten.

Der Fürst hielt gerade mit seinen Ministern Staatsrath, als ein Kammerherr offenbar in heftiger Aufregung hereinstürmte, und ihm in das Ohr flüsterte:

„Mola ist da. Sie will sogleich mit Euer Durchlaucht sprechen, und drohte mit dem furchtbarsten Skandale, wenn wir sie nicht melden wollten. Ich glaube, Euer Durchlaucht sollten Aufsehen vermeiden und sie vorlassen.“

Der Fürst sah sehr erschrocken und bleich aus. Er hob also gleich die Staatsrathssitzung auf, und entfernte sich mit dem Kammerherrn, während die Minister zugleich neugierig gemacht und beleidigt durch diese seltsame Unterbrechung, nach Hause fuhren.

„Mein lieber Graf,“ sagte der Fürst zu dem Kammerherrn; „ich danke Ihnen für Ihre Meldung und Ihren Rath, beide waren richtig. Nun aber haben Sie noch die Güte und führen Sie die Dame so heimlich und unbemerkt als mög-

lich in mein Arbeitskabinett, wo ich sie erwarten will."

„Es soll geschehen, Ihro Durchlaucht," sagte der Kammerherr, und entfernte sich.

Nach wenigen Minuten hüpfte Mola lachend mit den Worten „bon jour, mon prince," in das Arbeitskabinett des Fürsten.

Dieser gab sich wieder einmal die vergebliche Mühe, eine strenge Miene anzunehmen, um der übermüthigen Tänzerin zu imponiren."

„Mola," sagte er, „das geht nicht, in meinem Schlosse darfst Du mich nicht besuchen, das macht zu viel Aufsehen und Gerede. Außerdem hast Du auch heute gerade durch Dein Erscheinen eine sehr wichtige Staatsrathssitzung unterbrochen."

„Ich darf Alles, was ich will, merke Dir das, mon vieux. Wenn es mir einfällt, so mache ich nicht nur Dir, sondern sogar Deiner Frau Gemahlin Durchlaucht einen Besuch. Und was die Staatsrathssitzung betrifft, so habe ich den alten Ministerperrücken auf der Treppe begegnet, und ihnen ins Gesicht gelacht. Da schmeichle

ich mir denn doch eine angenehmere Gesellschaft als die zu sein.“

„Aber, Mola,“ sagte der Fürst, „was führt Dich denn eigentlich für ein Grund zu mir.“

„Ja, so! Das ist wahr, das ist die Hauptsache, und daran hätte ich beinahe vergessen zu denken, wenn Du mich nicht daran erinnert hättest. Du mußt den armen Oberlieutenant Birnbaum wieder zurückrufen.“

Der Fürst machte bei diesen Worten ein sehr saures und verdrüßliches Gesicht.

„Liebe Mola,“ sagte er endlich, „denke doch selbst nur ein wenig nach, ob das geht. Er ist erst heute morgen abgereist, und ich müßte diesem unbedeutenden Lieutenant gerade einen Courier nachschicken, um ihn zurückzurufen.“

„Versteht sich, mußt Du das,“ sagte Mola, „denn denke Dir nur, der arme Birnbaum war unschuldig. Er hatte mich nicht beleidigen wollen, sondern war nur aus dem einfachen Grunde nicht gekommen, weil er meinen Brief erst heute Morgen erhalten hat.“

„Aber, Mola, ich will ihn ja zurückrufen,“

sagte der Fürst, dessen Antlitz immer faltenreicher und verdrüßlicher wurde, „in ein paar Wochen, oder meinetwegen in ein paar Tagen; aber nur jetzt, nur heute nicht. Abgesehen davon, daß ein so schnelles Verändern meines Willens, mein fürstliches Ansehen blosstellen würde, so muß auch die betreffende Ordre vom Kriegsminister unterzeichnet werden, und der ist jetzt nicht zugegen."

„So laß ihn holen, mon prince, weit kann er noch nicht von hier sein, denn ich begegnete ihm, wie gesagt, auf der Treppe. Ich sage Dir nur dieses: Ich will durchaus den Oberlieutenant Birnbaum noch heute sehen. Wenn Du ihn also nicht holen läßt, so reise ich ihm nach. Comme vous voudrez."

„Aber, mein Engel," sagte der Fürst, der jetzt schon einsah, daß er wieder werde nachgeben müssen, „so gehe nur jetzt wenigstens nach Hause. Ich verspreche Dir, daß ich sogleich, wie Du fort bist, nach dem Kriegsminister schicken will, und daß Birnbaum noch heute nach Hohenheim zurückkehren soll. Aber, wie kann

ich denn den Minister hierherkommen lassen, wenn Du hier bist."

„Das will ich Dir sagen. Du schickst jetzt nach dem Minister, und wenn er kommt, so trete ich hinter den großen Spiegel hier. Du läßt dann das Decret ausfertigen, und jagst die alte Perrücke wieder fort."

„Aber wozu denn das, mein Engel! Traust Du denn meinem Versprechen nicht."

„O ja, vollkommen mon prince; aber besser ist besser, und ich habe nun einmal die Marotte, das Zurückberufungsschreiben unterzeichnet und den Courier damit von hier fortreiten zu sehen."

Der Fürst mußte sich fügen.

Er schellte, Mola trat hinter den Spiegel, und der eintretende Kammerdiener erhielt den Befehl, Seine Excellenz dem Herrn Kriegsminister alsogleich zu dem Fürsten zu bescheiden.

Der Kammerdiener ging, und Mola kam wieder hinter dem Spiegel hervor.

„Mache aber die Sache kurz ab, mon prince, denn auf die Länge dürfte es mir hinter dem Spiegel zu langweilig werden, und dann

könnte ich mich durch irgend eine Bewegung verrathen."

Dieses offenherzige Geständniß trug eben nicht viel dazu bei, die Lage des Fürsten angenehmer zu machen. Er war in peinlicher Spannung, und seine Verlegenheit, wie er vor dem Kriegsminister die auffallende Aufmerksamkeit, die er seit einigen Tagen diesem unbedeutenden Gen'sdarmerielieutenant Birnbaum zu Theil werden ließ, motiviren solle, wuchs mit jedem Augenblicke.

Endlich hörte man Tritte, und Mola hatte gerade noch Zeit genug, rasch hinter den Spiegel zu schlüpfen, bevor der meldende Kammerdiener und hinter ihm Seine Excellenz der Herr Kriegsminister eintrat.

„Mein lieber Baron," sagte der Fürst sichtbar ängstlich und verlegen zu dem Minister. „Ich habe mir die Sache mit diesem Lieutenant Birnbaum überlegt. Sehen Sie, wir wollen ihn doch in der Residenz lassen."

„Aber, Ihro Durchlaucht, nach Ihrem gestrigen strengen und ausdrücklichen Befehle muß

er jetzt schon die Stadt verlassen haben, wenn er anders, wie ich doch hoffe, Ordre parirt hat."

„Nun wohl, Baron, dann müssen wir ihn zurückrufen, und das zwar sogleich durch einen Courier, den wir ihm nachsenden wollen. Ich wünsche es."

„Euer Durchlaucht Wünsche sind mir Befehle; aber ich gebe Ihnen unterthänigst zu bedenken, in was für ein schiefes Licht wir uns selbst, diesem unbedeutenden Lieutenant Birnbaum gegenüber, durch unser inconsequentes Betragen stellen."

Der Fürst seufzte und der Minister fuhr fort:

„Erst erheben wir ihn mit Uebergehung Vieler, die mehr Dienstjahre, als er, zählen, plötzlich zum Oberlieutenant, dann versetzen wir ihn eben so plötzlich in eine kleine schlechte Garnison, und jetzt sollen wir ihm gar einen Courier nachschicken, um ihn wieder zurückzurufen."

Der Fürst war in großer Verlegenheneit, was er auf diese allerdings sehr begründeten

Vorstellungen antworten sollte. Er sagte stammelnd:

„Ja, allerdings; aber Gründe von höherer diplomatischer Wichtigkeit ... ich wünschte doch, wenn es möglich wäre."

Unterdessen war der Tänzerin, wie sie es vorhergesagt hatte, hinter ihrem Spiegel die Zeit lang geworden, und sie beschloß jetzt, die Katastrophe zu beschleunigen.

Zu diesem Zwecke streckte sie eines ihrer kleinen, mit Atlasschuhen bedeckten Füßchen, mit einigem Geräusche hinter dem Spiegel hervor.

Der Fürst erschrak sichtlich, und der Minister richtete seinen Blick nach dem Orte, woher das Geräusch kam.

Als er den Damenschuh hinter dem Spiegel hervorragen sah, veränderte sich sein ganzes Wesen mit Einem Male.

Er hatte jetzt den Schlüssel zu all den räthselhaften Vorgängen mit dem Lieutenant Birnbaum, und er kannte jetzt die Gründe von höherer diplomatischer Wichtigkeit.

Ein sarcastisches Lächeln flog einen Augen-

blick über seine Züge; aber bald nahmen dieselben wieder ihren gewöhnlichen Ernst an. Er übersah jetzt deutlich die peinliche Lage des Fürsten, und er war Hofmann genug, um denselben sobald als möglich aus derselben zu befreien, überzeugt, daß der Monarch gewiß dankbar dafür sein werde.

„Ihro Durchlaucht," sagte er daher, „wenn ich mir die Sache überlege, so geht sie am Ende doch ohne allzugroße Nachtheile. Sehen Sie, der junge Offizier wird gern in der Residenz bleiben, und wir wollen sein Schweigen über alle diese Vorgänge zur Bedingung dieses Bleibens machen. Wenn Sie also erlauben, Ihro Durchlaucht, so setze ich sogleich den Befehl auf."

„Thun Sie das, lieber Baron," sagte der Fürst eifrig, und rieb sich vor Vergnügen, so gut ans dieser schlimmen Geschichte heraus zu kommen, die Hände.

In wenigen Minnten hatte der Kriegsminister den Rückberufungsbefehl aufgesetzt und unterzeichnet. Der Fürst klingelte wieder.

„Diese Depesche hier muß augenblicklich durch einen reitenden Courier an ihre Bestimmung befördert werden.“

Als der Kammerdiener abgetreten war, wandte er sich zu dem Minister:

„Ich danke Ihnen, Baron, Sie haben mir mit Treue und Umsicht gedient, und ich werde Ihre Verdienste zu belohnen wissen.“

Damit war der Kriegsminister entlassen. So wie derselbe die Thüre hinter sich verschlossen hatte, schlüpfte Mola aus ihrem Verstecke hervor.

„So! nun hast Du also Deinen Willen, kleine, eigensinnige Hexe. Ich sollte eigentlich böse auf Dich sein,“ sagte der Fürst, „denn Du hättest Dich durch Deine quecksilberne Unruhe beinahe verrathen.“

Der Fürst wußte nicht, daß sie sich wirklich, und zwar absichtlich verrathen hatte.

„Nun muß ich noch den Courier fortreiten sehen,“ sagte Mola, „dann fahre ich nach Hause.“

„So tritt an dieses Fenster, aber verstecke Dich ein wenig hinter die Gardinen.“

Mola that, wie ihr der Fürst sagte, und sah

auch wirklich im Schloßhofe den Courier gerade aufsteigen und dann aus dem Hofe sprengen.

Oberlieutenant Birnbaum wurde Nachmittags in seinem Posthause aus seinem tiefen Schlafe geweckt. Der Courier mit der Depesche, welche ihn zurück nach Hohenheim und in die Arme der schönen Spanierin berief, war soeben angekommen.

Schnell kleidete er sich an, und fuhr lustig und guter Dinge in die Residenz zurück.

Zwei Tage darauf wurde ein in Hohenheim erscheinendes illustrirtes Spottblatt confiscirt, weil es eine Carricatur gebracht hatte, unter dem Titel:

„Wie ein Birnbaum versetzt wird.“

Vierzehntes Kapitel.

Mola und Loyola.

Wenn ich nicht irre, so hat Theodor Mundt, der ehemalige, junge Deutschländer, gesagt, die Fanny Ceritto tanze Göthe. Dieser Ausspruch ist wirklich über alle Begriffe geistreich und ganz dessen würdig, der ihn gethan hat.

Göthes Faust, namentlich der zweite Theil, muß sich in der Bein=Bearbeitung der Fanny Ceritto wunderschön und sehr verständlich ausgenommen haben, und ich wäre im Stande Herrn Mundt, um diesen Anblick zu beneiden, wenn mir in der neuesten Zeit nicht noch ein weit interessanteres Schauspiel glücklicher oder unglücklicher Weise

zu Theil geworden wäre, das nämlich wie Mola Lontes hohenheimische Geschichte tanzt.

Hohenheim ist, wie wir schon erwähnt haben, ein erzkatholisches Land. Die Schweiz ist nicht allzuweit entfernt und der ultramontane Einfluß, der durch ihre Thäler über die Alpen hereinweht, ist daher sehr fühlbar.

Die höchsten Staatswürden sind durchaus mit strengkatholischen, ja ultramontangesinnten Männern besetzt, und die Kammeropposition, so wie der Wunsch der gebildeten und toleranten Mehrzahl der Bewohner Hohenheim's waren bis jetzt ganz ohnmächtig gegen ein Ministerium, an dessen Spitze der gewiegte Staatsmann und gewandte Redner und Dialectiker Babel stand.

Die Klöster vermehrten sich fast in demselben Maßstabe, wie die Bedrückungen der Andersglaubenden. Besonders war es wegen einer ceremoniellen Frage, die Kniebeugungsfrage der Protestanten, bei der sich die Intoleranz der herrschenden Partei auf's augenfälligste zeigte, und die nicht nur das ganze Fürstenthum Hohenheim, sondern ganz Deutschland in Bewegung setzte.

An der Landesuniversität und in der Hoheim'schen, offiziellen Presse tobte und wüthete der Professor Görres gegen die Protestanten, ein alter Jacobiner, der, seitdem er die rothe Mütze abegelegt hat und nicht mehr die Carmagnole um den Freiheitsbaum tanzt, gewaltig nach der Bischofsmütze oder gar nach der dreifach gezackten päpstlichen Tiara schielt.

Wenn es mir hier erlaubt ist, ein paar Worte über Katholicismus und Protestantismus zu sprechen, so möchte ich es gern thun, um meine Aeußerungen vor Mißdeutungen zu schützen.

Der Katholicismus ist mir immer als etwas Ganzes, Fertiges erschienen. Er stellt von Vorne herein die Forderung des Glaubens und baut auf diese Voraussetzung, einen regelrechten schönen gothischen Dom auf, durch dessen farbige Spitzfenster die Sonnenstrahlen der Poesie und Liebe fantastisch verklärt hereinfallen.

Der Protestantismus dagegen erscheint mir als etwas Schwankendes, Unfertiges, als ein Uebergangsmoment in der Bildungsgeschichte. Er will zwischen dem Glauben und Erkennen

vermitteln, aber diese Vermittelung ist nicht möglich, obgleich gerade in ihr und durch sie die wahrsten und ewigsten Resultate der Forschung sich ergeben.

Darum herrscht der Katholicismus in dem schönen heitern sinnlichen Süden, und der Protestantismus in dem nebelgrauen kalten nüchternen Norden; darum hat der Katholicismus so viel für die Kunst und der Protestantismus noch mehr für die Wissenschaft gethan.

Wie überhaupt der katholische Cultus ziemlich nachsichtig gegen die Sinnlichkeit ist, da sein Begehren wenigstens zum Theil auf derselben beruht, so hatte auch die klerikalische Partei, welche in Hohenheim herrschte, große Nachsicht und Toleranz gegen die Schwächen und Leidenschaften des Fürsten geübt, ja sogar nicht eben selten, dieselben geradezu zu ihrem Vortheile ausgebeutet. Manches wurde durch Frauen, die gerade in Gunst bei dem Fürsten standen, im Sinne dieser Partei durchgesetzt, was sie sonst schwerlich erreicht hätte.

In letzter Zeit hatten aber diese Ultramontanen und Jesuiten Unglück gehabt. Der Fürst,

der trotz aller seiner Schwächen, die dem Spotte Blößen gaben, geistvoll war und es auch mit seinem Volke und der ganzen Nation redlich meinte, schien ihr Treiben endlich durchschaut zu haben und zu der Erkenntniß gekommen zu sein, daß sie seine Macht und sein Ansehen mißbraucht, daß sie sich des fürstlichen Scepters als Katzenpfote zum Herauslangen der heißen Kastanien bedient hatten.

Ein schwarzes Gewitter, dessen erstes Vorzeichen das feste und energische Auftreten des Fürsten in einer vielbesprochenen Nationalsache war, schien sich über ihren Häuptern zusammenziehen zu wollen. Von allen Seiten wurde der Sturz des herrschenden Systems für unvermeidlich angesehen, und die Vertreter desselben waren viel zu gewandt und erfahren, um das Mißliche und Unhaltbare ihrer Lage nicht selbst beurtheilen und durchschauen zu können.

Unter diesen Umständen galt es noch einen Versuch zu machen, sich zu halten, und wenn der mißlang, wenigstens mit so viel Lärm und Popularität als noch immer möglich, abzutreten.

Die neue heftige Leidenschaft des Fürsten für die schöne Spanierin kam daher, den Männern dieser Farbe wie gerufen; sie erblickten in derselben ihren letzten Hoffnungsstrahl, wenn es gelang, Mola für ihre Pläne zu gewinnen, und wenn das mißlang, wenigstens den Vorwand eines ehrenvollen und populären Rückzuges. Uebrigens waren alle Chançen für das Gelingen, denn Mola war eine Spanierin, und diese sind in der Regel sehr streng katholisch und bigott.

Als eines Tages Mola ganz arglos in ihrem Zimmer saß, wurde ihr ein Herr gemeldet, der seinen Namen der Bedienung nicht sagen wollte und darauf bestehe, mit Madame Lontes sogleich und allein zu sprechen.

Neugierde bestimmte die Tänzerin, den eigensinnigen Besuch vorzulassen.

Ein langer, hagerer Herr, sehr einfach in dunkle Farben gekleidet, trat ein. Um seine fein geschnittenen Lippen spielte ein schlauer, zurückhaltender listiger Zug, sein graues Auge schweifte scharf lugend und spähend umher. Man sah es

dieser Gestalt an, daß sie gewohnt war, Kutte und Soutane zu tragen.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs, mein Herr,“ sagte Mola, nachdem sich ihre Kammerfrau entfernt hatte, „und warum wollten Sie meiner Bedienung ihren Namen nicht nennen?“

„Weil Ihre Dienerschaft aus Kindern der Eitelkeit und der Fleischeslust besteht, die meines heiligen Amtes nur spotten würden.“

„Nun wohl, so sagen Sie wenigstens mir, wer Sie sind, falls Sie mich auch nicht für ein Kind der Eitelkeit und der Fleischeslust halten,“ sagte Mola lachend.

„Ich heiße Pater Josepho, und gehöre dem ehrwürdigen Orden der Liguorianer oder Redemptoristen an, der ein Ausläufer des weisen und berühmten Jesuiten-Ordens ist.

„Nun wohl, und was wünschen Sie von mir, mein Herr Pater Josepho?“

„Ich bin beauftragt, Ihnen den mütterlichen Zuruf der Kirche zu überbringen, daß Sie die große Macht, welche Ihnen der Himmel über das Gemüth des Fürsten verliehen, zum wahren

Besten Aller, folglich zum Besten der allein seligmachenden Kirche und ihrer Diener benützen mögen."

„Mein Herr Pater Josepho, wenn Sie mit mir unterhandeln wollen, so lassen Sie vor Allem Ihren bilderreichen und salbungsvollen Ton fallen, den ich nicht verstehe und daher nicht leiden mag. Gerade herausgesagt: ich soll also die Klerisei beschützen. Wohl, und was bietet sie mir dafür?"

Der Pater Josepho war mit Einem Male wie umgetauscht. Als er sah, daß seine salbungsvollen Reden bei der schönen Spanierin nicht viel verfingen, legte er die geistliche, fromme Maske ganz ab, und ward dafür der schlaue gewandte Unterhändler und Geschäftsmann.

„Schöne Mola," sagte er, „offen gesprochen, wir bedürfen einander gegenseitig. Für den Schutz, den Sie uns bieten, bieten wir Ihnen wieder Schutz und Unterstützung. Ich bin der Beichtvater Seiner Durchlaucht des Fürsten, und schmeichle mir, als solcher einigen Einfluß auf das Gemüth desselben zu haben. Zeigen Sie sich unseren Plänen geneigt, nun wohl, so werden

ich diesen Einfluß zu Ihren Gunsten anwenden, wo nicht, so —

„Nun was dann?" fragte Mola gespannt.

„Dann wird sich dieser Einfluß allerdings gegen Sie kehren müssen."

Hier hatte der sonst so gewandte und schlaue Unterhändler eine große, eine unverzeihliche nie wieder gut zu machende Ungeschicklichkeit begangen, die aus seiner geringen Kenntniß von Mola's Character entsprang.

Seine letzten Worte hatten wie eine Drohung geklungen, und eine Drohung war dasjenige auf der Welt, was die Tänzerin am meisten reizte und was sie am wenigsten vertragen konnte.

Hätte er ihrer Eitelkeit geschmeichelt oder ihr Gold geboten, sein Plan wäre vielleicht gelungen; aber eine Drohung! —

„Nun wohl mein Herr Pater Josepho, Sie drohen mir mit ihrem Einflusse auf den Fürsten. Laßen Sie mich doch einmal sehen, wessen Einfluß Sieger in diesem Kampfe, zu dem ich Sie hiermit herausfordere, bleiben wird. Ich sage es Ihnen geradezu, daß ich Alles, was in meinen

Kräften steht, gegen Sie und Ihre Partei thun werde. Sehen Sie sich daher vor. Ich kann das schwarz berockte heuchlerische Geschlecht der Pfaffen ohnedies schon von Spanien her nicht leiden, wo sie mit ihren häßlichen Gestalten die schöne Natur verunstalten."

Der Pater Josepho sah jetzt, wo es freilich leider schon zu spät war, ein, daß er eine große Dummheit begangen habe. Er versuchte es noch sie wieder gut zu machen, aber es war schon zu spät dazu.

Mola hörte seinen Entschuldigungen und Versprechungen mit fest und trotzig zugekniffenen Lippen zu und als er geendet hatte, sagte sie kurz:

„Geben Sie sich weiter keine Mühe mein Herr Pater Josepho. Wenn ich einmal einen Entschluß gefaßt habe, so pflege ich auch dabei zu bleiben. Thun Sie, was Sie im Stande sind, um mich zu stürzen, vor Allen aber verlassen Sie mich."

Der Pater Josepho ging zähneknirschend und seine Ungeschicklichkeit verfluchend fort.

Mola's Einfluß nahm unterdessen von Stunde

zu Stunde zu und war schon so stadt- und landkundig geworden, so daß sie von allen Seiten mit Bittschriften bestürmt wurde, sich für diese oder jene Sache oder auch für diese oder jene Person bei dem Fürsten zu verwenden.

In Folge dieses Umstandes erließ sie in einem öffentlichen Blatte folgende Erklärung:

„Die Unterzeichnete sieht sich veranlaßt zu bitten, sie künftighin mit Gesuchen und anderen ähnlichen Schriften zu verschonen, da sie als Fremde mit den Verhältnißen des Landes gänzlich unbekannt und überhaupt nicht in der Lage ist, dergleichen Angelegenheiten erfolgreich bevorworten zu können. Mola Lontes"

Unterdessen war aber natürlich die ultramontane Gegenpartei auch nicht müßig geblieben; sie hatte eines Theiles versucht, die Fürstin zum Bruche mit ihrem Gemahl und zur Abreise von Hohenheim zu drängen, und als dies mißlungen war, appelirte sie geradezu an die Massen.

Dieselben Leute, welche sonst immer außerordentlich tolerant, ja vielleicht sogar niedrig gefällig gegen die Launen und Schwachheiten des

Fürsten gewesen waren, sprachen jetzt und überall und besonders an öffentlichen Orten ihre tugendhafte Entrüstung über das traurige Verhältniß des Fürsten zu der spanischen Dirne, wie sie Mola zu nennen beliebten, aus, und schürten so die Erbitterung und den Haß, welche das Volk ohnedies gegen Mola hegte, noch mehr an.

Zu gleicher Zeit sprengten sie das Gerücht aus, die so beliebte Fürstin sei im höchsten Grade unglücklich über diese neue Verirrung ihres Gemahls, und wolle an den benachbarten ihr verwandten Hof reisen.

Sogar den auf weiten Reisen begriffenen Kronprinzen ließ diese Partei mit Einem Male äußerst gefährlich erkranken, um nur die Verwirrung und Unruhe und Gerüchte zu vermehren.

So bearbeitet wie das Volk nun war, bedurfte es nur eines zündenden Funkens und sein Unwille mußte sich tobend und lärmend Luft machen, denn die öffentliche Aufregung war beinahe so groß, als wenn die Biertaxe um einen Kreuzer erhöht worden wäre. Dieser zündende Funke sollte auch nicht mehr lange ausbleiben.

Mola lebte unterdessen herrlich und in Freuden weiter. Sie hatte sich einen förmlichen kleinen Hof gebildet, zu welchem außer dem sehr begünstigten Oberlieutenant Birnbaum auch ein junger Pole gehörte, der sich wirklich in einer eigenthümlichen Lage befand. Er hatte nämlich in Hohenheim nichts mehr zu thun und wollte gerne abreisen; aber unter den verschiedenartigsten Vorwänden wurde ihm immer sein Paß zurückgehalten.

Die Auflösung dieses Räthsels lag darin, daß der junge schöne Pole der Tänzerin gefiel und daß Mola geschickt genug zu intriguiren wußte, um ihm den Paß verweigern zu lassen und so an Hohemheim zu fesseln.

Unterdessen drang Mola fortwährend in den Fürsten ihr das versprochene Indigenat und den Grafentitel zu verleihen.

Der Fürst schob die Erfüllung dieses Versprechens von Tag zu Tag hinaus, denn er ahnte es, daß dieser Gegenstand zu einem vollständigen eclatanten Bruche mit seinem Ministerium, das ihm schon seit einiger Zeit in Oppo-

sitionshaltung gegenüberstand führen, könne, und er war doch noch nicht ganz mit sich über sein zukünftiges Verhalten im Klaren.

Mola konnte indessen den Tag nicht erwarten, an welchem sie sich Frau Gräfin schelten lassen durfte; sie hatte, schon auf das silberne Geschirr, das sie sich gekauft hatte die neunzackige Grafenkrone graviren lassen. Erreichte sie nun ihr Ziel nicht, so hatte sie sich furchtbar blamirt.

Sie drang daher so lang in den Fürsten, bis er versprach ihre Sache in der nächsten Staatsrathssitzung vorzubringen.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Prügeln will nicht enden.

Ganz Hohenheim wurde außer durch die Gerüchte und Anecdoten über die Tänzerin Mola Lontes, plötzlich auch noch durch ein großartiges Ballfest auf Subscription, welches die exclusive Aristokratie veranstaltete, in Bewegung gesetzt.

Man war dabei mit der ängstlichsten Etikette zu Werke gegangen. Kein Menschenkind, welches nicht mindestens sechszehn Ahnen zählte, sollte die Atmosphäre durch seinen plebejischen Athem verpesten, und die Unterhaltung des Vollblutadels beeinträchtigen.

Mola hatte auch von diesem Balle gehört, und sogleich in ihrem Innern beschlossen, dem-

selben à tout prix beizuwohnen, da sie sich ja doch schon als Gräfin betrachtete, wenn auch die Diplome noch nicht ausgefertigt waren.

Sie theilte jedoch Niemandem etwas von diesem Entschlusse mit, da sie mit Recht die energischen Gegenvorstellungen, die man ihr machen würde, fürchtete.

Der verhängnißvolle Abend war gekommen, und Mola hatte eine sehr reiche und geschmackvolle Toilette gemacht. So erwartete sie nun den Oberlieutenant Birnbaum und den jungen Polen, die sie gewöhnlich um diese Zeit besuchten, und von denen sie sich auf den Ball begleiten und auch nöthigenfalls beschützen lassen wollte.

Fast gleichzeitig traten die Erwarteten ein, und waren sehr erstaunt über den ungewöhnlichen Putz, in welchem sie die Tänzerin antrafen.

„Schöne Mola," sagte der Oberlieutenant, „Sie strahlen ja heute in königlichem Glanze, diese Diamanten in ihrem schwarzen Haare glänzen, wie Sterne am dunklen Nachthimmel; was haben Sie denn heute eigentlich vor, gegen welche Herzen wollen Sie denn den Feldzug eröffnen?"

„Ich gehe auf den Adelsball,“ sagte die Tänzerin kurz und leichthin.

„Nicht möglich!“ rief der Oberlieutenant erstaunt, „sind Sie denn eingeladen?“

„Wie Sie doch nur so albern fragen können, lieber Birnbaum, wenn ich eingeladen wäre, würde ich doch gewiß nicht hingehen.“

„Aber, theuerste Mola, wenn Sie nicht eingeladen sind, so wird man Ihnen zuverläßlich den Eintritt verweigern,“ sagte der junge Pole.

„Mir den Eintritt verweigern?“ rief Mola mit zornfunkelnden Augen und der blose Gedanke daran, trieb ihr alles Blut in das Gesicht, „mir den Eintritt verweigern? Den möchte ich sehen, der das wagen dürfte!“

„Um Gottes Willen Mola,“ sagte Birnbaum, „stehen Sie von Ihrem Entschlusse ab, denn er führt unfehlbar zu Skandal und Händeln.“

„Ich gehe hin,“ erwiderte Mola, „und Sie, meine Herren, werden mich begleiten.“

„Ich, um keinen Preis,“ sagte Oberlieutenant Birnbaum, „denn es widerstrebt meiner Ehre,

mich in eine Gesellschaft eindrängen zu wollen, die mich nicht geladen hat."

„Ich gehe auch nicht," sagte der junge Pole, Birnbaum's Absicht, die Tänzerin durch die Weigerung, sie zu begleiten, von der Ausführung ihres Vorhabens abzuhalten, verstehend und darauf eingehend.

Alles war jedoch vergebens.

„Nun wohl, meine Herren, so gehe ich allein hin, erkläre Sie aber hiermit für elende Feiglinge, die sich vor einem Rencontre mit ein paar adeligen Herren fürchten, und bitte Sie, wenn Sie mich heute wirklich nicht begleiten wollen, mich auch künftighin mit Ihrer Gegenwart nicht zu belästigen."

„Aber, theuerste Mola!"

Mola klingelte und sagte zu der Kammerfrau, die darauf eintrat:

„Meinen Mantel, Marie, und sage, der Wagen soll vorfahren."

Oberlieutenant Birnbaum kannte Mola zu gut, um nicht zu wissen, daß jetzt nichts mehr in der Welt im Stande sei, Mola von dem

Entschlusse, diesen unglücklichen Ball zu besuchen, abwendig zu machen. Er hielt es daher doch für seine Pflicht, sie dahin zu begleiten, um sie bei dem Skandale, der unbedingt erfolgen mußte, wenigstens so viel als möglich vor Mißhandlungen zu schützen. Daher lenkte er jetzt geschickt genug ein.

„Mola," sagte er, „ich wollte Sie durch meine Weigerung, Sie zu begleiten, von Ihrem unglückseligen Vorhaben abbringen."

„Welche grenzenlose Eitelkeit, sich so etwas einzubilden. Sie glauben wohl, ich fürchte mich allein!"

„Das nicht; aber ich meinte ... doch genug, mein Plan ist mißlungen, und ich bin allerdings bereit, Sie zu begleiten."

„Ich war derselben Ansicht," sagte der Pole „und folge auch jetzt dem Beispiele des Oberlieutenants."

„Schön, meine Herren,', sagte Mola, „aber es kömmt jetzt noch sehr darauf an, ob ich nun Ihre spätgefaßten Entschlüsse annehmen will."

Bei diesen Worten trat die Kammerfrau mit dem Mantel ein, und meldete, daß angespannt sei.

„Um Gotteswillen, lassen Sie uns mitfahren, Mola," sagte jetzt Birnbaum dringend.

„Nun, meinetwegen," sagte die Tänzerin, „diesmal soll noch Gnade für Recht ergehen."

Damit hüllte sie sich in ihren Mantel, und schritt die Treppen hinunter nach ihrem Wagen.

Der Saal, in welchem das Adelsballfest statt fand, war glänzend erleuchtet und schon ziemlich gefüllt. Das Orchester spielte die Introduction zu der ersten Française, und an der Eingangsthüre standen ein paar junge männliche Mitglieder der crême de la crême der Gesellschaft in Schuhen und Strümpfen, den Claque unter dem Arm und den Galanteriedegen mit elfenbeinernem Griffe an der Seite. In einem Knopfloche ihres Frackes trugen sie eine blaue Schleife als Abzeichen des Comité's.

Ein Wagen rollte vor das Portal, und diensteifrig sprangen die jungen Festordner herbei, um die Dame galant aus dem Wagen zu heben, ihr Mantel und Tücher abzunehmen, und sie dann in den Saal zu führen.

Aber, wer beschreibt ihr Entsetzen, als statt

irgend einer erwarteten aristokratischen Schönheit die berüchtigte Tänzerin mit graziösem Lächeln aus dem Wagen stieg, Mantel und Shwals abwarf, und ganz unbefangen auf die Eingangsthüre zueilte. Hinter ihr waren der Oberlieutenant Birnbaum und der junge Pole aus dem Wagen gestiegen, und eilten ihr jetzt rasch nach.

Glücklicherweise hatte sich noch einer der Festordner raschgefaßt, bevor das Allerheiligste dieses aristokratischen Freudentempels durch den kecken Fuß der Tänzerin noch entweiht war.

Schnell entschlossen, vertrat er ihr den Weg zu der Thüre. „Ihre Einladungskarte, mein Fräulein, wenn ich bitten darf," sagte er höflich, aber fest.

„Ich besitze keine," sagte Mola kurz.

„Dann muß ich unendlich bedauern, Ihnen den Eintritt nicht gestatten zu dürfen."

„Mein Herr, wissen Sie, wer ich bin?"

Obwohl der Festordner dies sehr gut wußte, so sagte er doch: „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen."

„Nun wohl, so will ich es Ihnen sagen; ich bin die Gräfin Mola Lontes."

„Ich kenne keine Gräfin dieses Namens, wohl aber eine Tänzerin, die noch dazu in sehr schlechtem Rufe steht.“

Das war zu arg. Mola sagte kein Wort darauf, sondern gab dem Festordner eine Ohrfeige, schob ihn dann rasch bei Seite und trat in den Saal.

Ihre Begleiter folgten ihr.

Unterdessen hatte der Wortwechsel an der Thüre schon Aufsehen erregt und den Tanz gestört.

Jetzt, als Mola mit ihren Begleitern so gewaltsam hereinstürmte, verstummte die Musik, und die ganze Française stob auseinander.

Die Damen flüchteten sich alle in die äußersten Ecken des Saales, während die Herren nach der Thüre zuströmten, um zu sehen, was es gebe.

Unterdessen war auch der mißhandelte Festordner wieder mit zornglühenden Wangen in den Saal getreten, und erzählte den ihn Umdrängenden die Veranlassung und den ganzen Hergang des Streites.

Alles gab ihm, wie natürlich, Recht. Ein allgemeiner Ausruf der Entrüstung erfüllte die Luft und man bedeutete Mola und ihre Begleiter, noch einmal allen Ernstes das Feld zu räumen.

Die Letzteren waren auch dazu vollkommen bereit, und suchten auch die Tänzerin dazu zu bereden, jedoch vergeblich.

Mola stand kühn und stolz in dem lärmenden und tobenden Kreise, der sich um sie gebildet hatte, und sagte entschlossen nur das Eine Wort: „Ich bleibe.“

Da erfaßte sie der Festordner, den sie früher geschlagen hatte, am Arme, und suchte sie mit Gewalt zur Thüre hinauszuführen.

Sie wehrte sich mit Händen und Füßen und Zähnen, wie eine Verzweifelnde.

Jetzt hielten es der Oberlieutenant Birnbaum und der junge Pole auch für ihre Pflicht, ihrer Dame beizustehen.

Aber der erste Versuch dazu war das Signal zu einem allgemeinen Kampfe, in welchem

Mola's Partei natürlich den Kürzern ziehen mußte.

Mola war schon beinahe zur Thüre hinausgedrängt; sie hielt sich nur noch mit krampfhafter Gewalt an der Thürklinke fest.

Da zog einer der Herren seinen Galanteriedegen und gab ihr mit demselben einen scharfen Hieb über die Hand, so daß sie den Thürgriff loslassen mußte.

Wir können diese That einem wehrlosen Frauenzimmer gegenüber allerdings für kein großes Heldenstück erklären.

So wie Mola von dem Schmerz des Hiebes überwältig die Hand auch nur einen Augenblick zurückgezogen hatte, war sie aus dem Saale gedrängt, und ehe ihre Begleiter sich nur aus dem Handgemenge, in welches sie selbst verwikkelt waren, losmachen konnten, war die Tänzerin von starken Armen in ihren Wagen gehoben worden, und der Kutscher hatte alle Mühe, die Pferde, die man durch Stöße und Schläge scheu gemacht hatte, und die durchzugehen drohten, zu bewältigen.

Mola lag mehrere Tage an den Folgen dieses Abends krank darnieder, und als sie wieder gesund war, überraschte sie die angenehme Nachricht, daß sowohl sie und ihre Begleiter, als auch Mehrere von der Gegenpartei in Folge dieses Rauferxcesses zu ein- bis zweitägigem geschärftem Arreste, das heißt: bei Wasser und Brod verurtheilt worden seien.

Doch stand den Verurtheilten noch die Appellation, an die Gnade des Fürsten offen, und so ist denn nicht zu bezweifeln, daß Mola und ihr Oberlieutenant Birnbaum an den Tagen, wo ihre Gegner bei Wasser und Brod eingesperrt wurden, Champagner tranken, Fasanen aßen und spazieren ritten.

Uebrigens soll der Fürst in Folge dieser verschiedenen Auftritte den Befehl erlassen haben, daß keine Behörde mehr irgend eine Klage gegen Madame Mola Lontes annehmen solle.

Diese letzte Scene hatte, obwohl sie eigentlich nur die exclusive Aristokratie betraf, doch merkwürdigerweise das Volk ungemein gegen die Tänzerin erbittert, und die kirchliche Partei trug das Ihrige

bei, diese Erbitterung durch Gerüchte, Pamphlete und Karricaturen zu schüren.

Als Mola gänzlich wieder hergestellt war, kam eines Tages der Daguerrotypist, den ihr Maulbach zuzuschicken versprochen hatte, und nahm ihr Portrait auf.

Nicht lange darauf brachte ihr Maulbach ein nach dem Daguerrotypbilde sehr fleißig ausgearbeitetes Brustbild.

Mola betrachtete es einige Augenblicke, dann schnitt sie mit einer großen Papierscheere, die sie von ihrem Schreibtische nahm, quer durch dasselbe durch.

„Aber um Gottes Willen, mein Fräulein, was thun Sie da? Seiner Durchlaucht hat das Bild sehr wohl gefallen, und sie geruhten mir, Ihr allerhöchstes Wohlgefallen über die große Aehnlichkeit in äußerst schmeichelhaften Worten zu erkennen zu geben.“

„Meinetwegen mag es dem alten Fürsten gefallen oder nicht. Mir gefällt die Kleckserei nicht.“

„Aber, mein Fräulein . . .

„Was soll so ein Brustbild? Können Sie mich nach dem Daguerrotype nicht in Lebensgröße malen?“

„O gewiß! mein Fräulein, wenn Sie es wünschen, und wenn Seine Durchlaucht darein willigt, was ich jedoch bezweifle, da Ihr Portrait dann nicht zu den übrigen einer gewissen Gallerie passen würde.“

„Ei! was kümmert mich das Alles. Hören Sie zu, was ich für ein Bild haben will. Sie malen mich in Lebensgröße mit einem schweren Mantel von purpurnem Sammt über die Schultern und einem Diamantdiadem in den Haaren. Hinter mir müssen zwei Pagen sichtbar sein, und zwar in der Pagentracht dieses Hofes, welche mir die Schleppe tragen.“

„Aber mein Fräulein, das ist ja ganz unmöglich; ich bin Hofmaler und muß ja als solcher wissen, daß ich nur die Fürstin selbst in diesem Aufzuge und mit Pagen, die ihr die Schleppe tragen, malen darf.“

„Ich will es und damit Basta!“ sagte die Tänzerin. „Sie sind entlassen.“

Der Künstler ging in seiner Verlegenheit zu dem Fürsten und theilte ihm das Schicksal seines schönen Brustbildes und das Begehren Molas mit. —

„Um Gotteswillen, mein lieber Maulbach," sagte der Fürst; „suchen Sie Mola von diesem Gedanken abzubringen; ich selbst kann es nicht; ich habe weniger Macht über sie, als jeder Andere."

Wie sich die Sache mit dem gemalten Purpurmantel und den Pagen weiter entwickelte, darüber schweigt die Geschichte; wir berichteten sie nur als einen neuen Beweis für den beinahe aus Wahnsinnige streifenden Ehrgeiz und die ungeheure Eitelkeil, die sich Mola's schon bemächtigt hatte.

Indessen sollte sie doch manche Demüthigungen erfahren.

Der Putzwaarenhändler, von welchem sie ihren Bedarf zog und dem sie schon eine bedeutende Summe schuldete, war der erste und eleganteste in der Stadt, und die Fürstin und der

ganze weibliche Hof pflegten bei ihm ihre Einkäufe persönlich zu besorgen.

Die Kundschaft der Tänzerin konnte ihm daher nichts weniger als angenehm sein, denn er mußte fürchten, wenn die Fürstin zufällig einmal in seinem Laden mit der Spanierin zusammentraf, die Kundschaft des Hofes zu verlieren. Er dachte daher daran, mit Mola zu brechen.

Er schickte daher eines Tages eine quittirte Rechnung an die Tänzerin, mit der Bitte, um sofortige Bezahlung.

Mola hatte zwar genug Geld, um diese sogleich bezahlen zu können, aber die Dringlichkeit des Kaufmanns ärgerte sie, und sie schickte daher die Rechnung mit der Bemerkung zurück, sie werde dieselbe bezahlen, wenn es ihr beliebe.

Gleich darauf kam der Fürst zu ihr.

Er war noch keine Viertelstunde bei Mola, als die Rechnung des Putzwaarenhändlers wieder präsentirt wurde, und zwar mit dem Zusatze, daß, wenn Madame Mola Lontes dieselbe nicht alsogleich bezahle, der Kaufmann sich genöthigt sehen würde, die Tänzerin noch heute zu verklagen.

Mola war außer sich.

„Siehst Du, so behandelt man mich in Deinem abscheulichen, barbarischen Lande. Wenn ich einen Ball besuchen will, so mißhandelt und verwundet man mich, und, wenn ich eine Rechnung nicht sogleich bezahlen will, so droht man mir mit den Gerichten. Aber ich reise morgen ab."

„Beruhige Dich, mein Engel," sagte Fürst Chlodwig, „ich will selbst mit diesem Flegel von Kaufmann reden, und ich gebe Dir mein Wort, daß Du dann Ruhe haben sollst."

Mit diesen Worten ergriff er seinen Hut, und ging geradenwegs in die betreffende Putzwaarenhandlung.

Der Besitzer derselben war gerade nicht gegenwärtig, und so wandte sich denn der Fürst an die Frau desselben.

„Ihr Mann," sagte er zu ihr, „hat sich sehr grob und dumm gegen die Mola Lontes benommen. Sie schuldet ihm ein paar hundert Gulden, und da schickt er quittirte Rechnungen und droht mit den Gerichten, wenn sie nicht sogleich bezahlen will. Madame Lontes kann und wird

bezahlen. Sagen Sie Ihrem Manne, er möge sie in Frieden lassen; ich bürge für ihre Schuld. Sagen Sie ihm das, und sagen Sie ihm noch dazu, daß er sich sehr dumm und grob benommen habe. Sagen Sie ihm das."

Damit schoß der Fürst wüthend zum Laden hinaus und kehrte zu der Tänzerin zurück.

Unterdessen hatte die Aufregung gegen Mola wirklich einen bedenklichen Grad erreicht und vielfache Symptome ließen auf einen baldigen und gewaltsamen Ausbruch derselben schließen. Dazu sah der Fürst voraus, daß die Erörterungen, welche nächster Tage wegen des Grafentitels und des Indigenats stattfinden sollten, neuen Zündstoff gewähren dürften.

Unter diesen Umständen hielt er es doch für angemessen, seine Geliebte unter starker Gensd'armerieescorte, welche Birnbaum befehligte, nach einem benachbarten, an einem reizenden See gelegenen Lustschlosse bringen zu lassen.

Mola ließ sich diese Verbannung sehr gern gefallen. Sie schickte die Escorte wieder nach Hohenheim zurück, den Befehlshaber derselben,

Oberlieutenant Birnbaum, behielt sie aber theils zu ihrem Schutze, theils um sich ihre Einsamkeit erträglicher zu machen, bei sich zurück.

Bisweilen entriß sich auch der Fürst seinen drückenden Regierungssorgen, um nach dem Lustschlosse zu fliegen und der schönen Spanierin seine neuesten Gedichte vorzulesen, welche nächstens im dritten Bande erscheinen sollen, und welche ein Hohenheimer Journal mit gespannter Begierde erwartet, ein Privatvergnügen, das man diesem Blatte gönnen kann.

Mola war schlau genug, sich während dieser Vorlesungen durch starke Cigaretten vor dem Einschlafen zu bewahren, und den dichtenden Fürsten und fürstlichen Dichter dann mit Lobeserhebungen zu überschütten.

Das war auch in der That das sicherste Mittel, denselben ganz an sich zu fesseln, und ihn allen ihren Einfällen und Launen zu unterwerfen.

Sechszehntes Kapitel.

Die Ministerkrisis.

Der Staatsrath war versammelt und harrte nur noch auf den Fürsten.

Bald trat auch dieser ein und eröffnete die Sitzung.

Nachdem einige Gegenstände, die für unsere Erzählung von keinem Interesse sind, verhandelt worden waren, verlangte der Fürst von dem Minister des Innern Bericht über das von Madame Mola Lontes gestellte und von ihm unterstützte Gesuch um Indigenats- und Grafentitel-Verleihung.

Herr von Babel hielt auf diese Aufforderung hin einen längern Vortrag, in welchem er nach-

wies daß alle zuständigen Behörden die Ertheilung des Indeginats abgelehnt hätten, da es der Dame an allen gesetzlich vorgeschriebenen Erfordernissen dazu mangle, da sie keinen Taufschein, keine Verhaltungszeugnisse, keinen Entlassungsschein aus ihrem bisherigen Unterthanenverbande, ja, wie verlautet, nicht einmal einen regelmäßigen Reisepaß besitze, und ihr Vorgeben, alle diese Papiere in der spanischen Revolution verloren zu haben, in keiner Weise glaubhaft zu erhärten vermöge.

Der Fürst gerieth durch diese bestimmte Ablehnung von Mola's Gesuch in keine geringe Verlegenheit.

Nach einigen ziemlich gereizten Worten über die traurige Ohnmacht seiner fürstlichen Bevorwortung hob er die heutige Sitzung auf, und fuhr, nachdem er dieselbe jedoch für morgen wieder zusammenberufen hatte, nach dem Lustschlosse, wo die Sylphide jetzt hauste.

„Ah soyez le bienvenu mon prince," rief ihm Mola heiter entgegen. „Nun, wie steht's? heute war ja die so sehr ersehnte Staatsraths-

sitzung, bringst Du mir mein Indigenat und meine Adelsbriefe mit?"

„Leider kann ich das noch nicht, mein Engel," sagte der Fürst offenbar verstimmt. „Denke Dir, meine Minister und Behörden wollen durchaus nicht darein willigen."

„Dann sind Deine Minister und Behörden gredins, alte dumme Perrücken, und Du mußt sie fortjagen, das ist ganz einfach."

„Was Du doch für eine gewaltsame, energische Politikerin bist, Mola," sagte der Fürst lachend. „Aber warte nur, das kann schon kommen."

„Ja, und Deine Minister und Behörden betrügen Dich und machen sich über Dich lustig."

„Woher weißt Du denn das, Mola? Wenn das wirklich wahr wäre und Du es mir beweisen könntest, so würdest Du nicht nur mir, sondern dem ganzen Lande einen großen Dienst damit erweisen."

„Nun wohl," sagte Mola, „so will ich es thun, und sie mögen es sich selbst zuschreiben. Warum haben sie mich gereizt? Höre also:"

Nun erzählte sie dem Fürsten ihre Unterhaltung mit dem Pater Josepho, die allerdings ganz dazu geeignet war, die Eitelkeit des Monarchen auf die Selbstständigkeit seines Herrschens zu verwunden.

Er sah durch diesen Schritt der ultramontanen Partei ein, daß ihn dieselbe nur als ein Werkzeug in ihrer Hand betrachtete, und ihn auf jede mögliche Weise, selbst durch seine Fehler und Schwächen, zu gängeln suche.

Diese Erzählung der Tänzerin entschied unwiderruflich den Sturz des herrschenden Systems.

„Ich danke Dir, Mola," sagte der Fürst, als seine Geliebte mit ihrer Erzählung zu Ende war; „ich danke Dir, daß Du mir über das Treiben dieser frechen, herrschsüchtigen Priester die Augen geöffnet hast. Aber ihr Einfluß soll am längsten gedauert haben, darauf kannst Du Dich verlassen."

Wüthend und voll von Plänen die widerspenstigen Minister und Priester zu demüthigen, fuhr der Fürst sogleich in die Residenz zurück.

Der Fürst war noch nicht lange fortgefahren, als der Tänzerin gemeldet wurde, drei altmodisch und

ärmlich gekleidete bejahrte Männer wünschten sie zu sprechen.

„Was mag das wieder sein,“ sagte Mola unmuthig; „man hat doch auch nicht einen Augenblick Ruhe. Laß sie immerhin herein Marie!“

Die Kammerfrau ging und führte nach einigen Augenblicken drei Männer ein, auf deren ganzem Wesen der centnerschwere Druck lastete, den ein mühseliges unbekanntes kummervolles Leben auf das Gemüth hervorbringt.

Mit scheuer Verwunderung sahen sie sich in dem glänzend eingerichteten Zimmer um, und mit beinahe heiliger Erfurcht blickten sie die nichts weniger als heilige Tänzerin an, die reich aber nachläßig gekleidet auf einem Sopha lag und sich eine Weile stillschweigend an der Verblüfftheit ihrer sonderbaren Gäste ergötzte.

Mola war aber eigentlich von Natur gut — „doch das sind sie alle“ — und so brach sie denn nach wenigen Augenblicken das für ihre Besucher ungemein peinliche Stillschweigen mit den freundlich gesprochenen Worten:

„Nehmen Sie Platz, meine Herren, und sagen

Sie gütigst, welchem Umstande ich die Ehre Ihres Besuches zu verdanken habe."

Derjenige, welchen das Loos zum Wortführen bestimmt hatte, räusperte sich mehrere Male in sichtbarer Verlegenheit und drehte seinen breitkrämpigen Filzhut mit immer steigender Geschwindigkeit zwischen seinen Fingern herum.

Endlich ließ er sich leicht auf die Kante eines Stuhles nieder und begann schüchtern:

„Sehen Sie, gnädige Frau, wir sind Schullehrer aus dem gebirgigen Hochlande. Wir haben sehr knapp zu leben und mancher von uns hat eine große Familie zu ernähren. Sehen Sie, wir sind schon oft genug bei der Regierung und den Ständen um eine Verbesserung unsers Gehalts eingekommen, aber es hat halt bis jetzt Alles nichts genutzt. Da haben wir gehört —" hier stockte der Redner lange, und suchte offenbar nach Worten die die Dame nicht verletzen konnten, —„da haben wir gehört, daß Gott Ihnen einen so großen Einfluß auf das Gemüth unseres allergnädigsten Monarchen verliehen habe, und haben uns in unserem schlichten Sinne gedacht,

daß unsere Bitte vielleicht ein günstigeres Gehör finden würde, wenn Sie ein paar Worte dafür fallen lassen möchten, und darum haben wir uns unserer drei aufgemacht, um Ihnen unsere Sache demüthigst vorzutragen."

Sichtbar froh, seine Rede angebracht zu haben schwieg jetzt der alte Schulmeister.

Die Tänzerin hatte mit unverkennbarer Theilnahme zugehört, denn erstens schmeichelte es ihrer Eitelkeit, daß man ihr so viel Einfluß zuschrieb, und zweitens brachte der schlichte ungekünstelte Ton des Alten wirklich einen mächtigen Eindruck auf sie hervor.

„Nun und wie viel bekömmt denn so ein Schullehrer im Gebirge?" fragt sie.

„Hundert und zwanzig Gulden des Jahres und freie Wohnung" sagte der Alte, „aber das sind schon die Glücklichsten. Mancher bekömmt nicht einmal achtzig und davon soll er vielleicht sechs bis acht Kinder ernähren. Und ein saures Brod ist es auch gnädige Frau, das dürfen Sie uns glauben, sich so sein ganzes Leben mit den wilden Rangen herum zu placken."

„Hundert und zwanzig Gulden das ganze lange Jahr hindurch," sagte Mola, die von einer solchen Noth bis jetzt noch keinen Begriff gehabt hatte, „und dazu noch sechs bis acht Kinder zu ernähren, das ist ja gar nicht möglich. Gewiß, gewiß arme Leute, euch muß geholfen werden."

Die drei Schulmeister ergossen sich in Danksagungen, Mola aber klingelte ihrer Kammerfrau, und befahl derselben, Wein und Erfrischungen auftragen zu lassen.

Die armen Schulmeister, die vielleicht in ihrem ganzem Leben noch keinen Tropfen Wein getrunken hatten, machten erst große Augen und ließen sich lange nöthigen, endlich griffen sie aber doch herzhaft zu. Mola betrachtete lächelnd dieses interessante Bild.

Es war ein tief wehmüthiger und demüthigender Anblick diese fremde Pirouettenkünstlerin die armen Lehrer des Volkes, die sich um ihre mächtige Fürsprache zu bewerben gekommen waren, mit ausgesuchten Delicatessen bewirthen zu sehen. Der schwerste, der heiligste, der wichtigste Beruf lag in den Händen dieser Männer,

und sie hatten ihr ganzes Leben hindurch gedarbt, und waren verdammt weiter zu darben, während die leichtfüssige Sylphide ihr ganzes Leben hindurch geschwelgt hatte und bestimmt war, weiter zu schwelgen, so lange ihre Sinne noch des Genusses fähig waren.

Mit den Versicherungen eifriger Fürsprache und reichlich beschenkt, verließen endlich die drei Schulmeister unter fortwährenden Betheuerungen des heißesten Dankes die Wohnung der Tänzerin.

Am nächstem Morgen hielt der Fürst die zweite Staatsrathssitzung, war aber hinsichtlich des Gegenstandes, der ihm jetzt am meisten am Herzen lag, in derselben eben so unglücklich wie in der ersten. Die Minister weigerten sich einstimmig die Indigenatsertheilung und das Adelsdiplom zu unterschreiben. Die Sitzung führte zu keinem Resultate und wurde unter ziemlich stürmischen Reden aufgehoben.

Das Ministerium war jetzt zu der vollen Ueberzeugung gekommen, daß es, für den Augenblick wenigstens, verloren war. Es war so lange

es bestand, unpopulär gewesen; jetzt bot sich die schönste Gelegenheit dar, mit Popularität abzudanken, was sehr viel werth war, da es ein späteres Wiederergreifen des Ruders, welches man keinen Augenblick aus den Augen verlor, ungemein erleichtern mußte.

Die Lage des Ministeriums war in der That in diesem Augenblicke eine eben so entschieden günstige, als die des Fürsten eine entschieden ungünstige.

Das Ministerium hatte sowohl den Adel als auch das Volk für sich; den Adel, der sich durch die Ertheilung eines Grafendiploms an eine Tänzerin von so äußerst zweideutigem Rufe sehr verletzt gefühlt hätte, weil er die abtretenden Staatsmänner, als Märtyrer für die Reinerhaltung ihres Standes betrachtete und das Volk, weil es die verhaßte Spanierin doch immer, als erste Ursache zu dem Sturze des bisher allerdings nicht viel weniger verhaßten Ministeriums betrachtete.

In einigen der exclusiv aristokratischesten Kreisen wurden nun rasch Versammlungen gehalten,

in welchen man besonders diejenigen Männer, von welchen man glaubte, daß möglicherweise die neue Wahl des Monarchen auf sie fallen könne, dahin zu bestimmen suchte, die betreffenden Stellen auszuschlagen, um so den Fürsten zu zwingen, den eingeschlagenen Weg der freisinnigen Reformen bald wieder zu verlassen und seine abgetretenen Rathgeber von Neuem zu Gnaden aufzunehmen.

Ja, in einem der fanatischsten Adelskreise wurde sogar eine Art von Verruf — nach Art der Studentenverrufserklärungen gegen unverschämte Wirthe und Pferdephilister — gegen denjenigen Adeligen ausgesprochen, welcher sich so weit vergessen sollte, eine in Folge dieser Vorgänge erledigte Stelle anzunehmen.

Um allen diesen Intriguen die Krone aufzusetzen, versammelten sich sämmtliche Minister in dem Hause des Ministers des Innern, Herrn von Babel, und unterzeichneten dort ein Gesammtgesuch um Entlassung aus ihrem Aemtern.

Die Art und Weise wie dieses geschah, macht

jenes Document zu einem in der ganzen Geschichte beispiellos dastehenden.

Es war in diesem Documente von dem Männern des Stillstandes, ja sogar des Rückschrittes, von den conservativsten aller Conservativen geradezu an die Massen appellirt, ein Manöver, welches sie doch immer ihren Gegnern, den Liberalen und Radicalen, vorwarfen.

Der Zustand des Fürstenthums wurde als ein äußerst beunruhigender dargestellt; das Volk, hieß es, sei aufgeregt, selbst die Verläßlichkeit des Militärs wurde in Zweifel gestellt, und das sollte Alles die Folge einer reinen Privatneigung des Fürsten für eine spanische Tänzerin sein; ein naives Eingeständniß, womit diese Herren ihrer Staatsweisheit und bisherigen Wirksamkeit eben kein allzuglänzendes Zeugniß ausstellten.

Allerdings war das Volk etwas aufgeregt, allein, das war gerade in Folge ihrer eigenen Intriguen und Machinationen geschehen, während sie diese künstliche Aufregung jetzt als etwas aus dem Volke selbst und den Ereignissen Hervorgegangenes hinstellen wollten.

Hatte doch ein ultramontaner Priester die Frechheit so weit getrieben, nach dem Beispiele eines benachbarten großen und bigotten Hofes, Gebete für die Erleuchtung und Bekehrung eines verirrten Greises im Fürstenthume Hohenheim selbst anstellen zu lassen.

Als Fürst Chlodwig das Abdankungsschreiben gelesen hatte, stampfte er, wie es seine Art war, heftig auf den Boden; dann setzte er sich hin, und ertheilte Herrn von Babel schriftlich seinen vollständigen Abschied, den übrigen Ministern aber Urlaub auf unbestimmte Zeit und zwar schriftlich mit folgenden Worten:

„Wir Chlodwig Fürst von Gottesgnaden Hohenheims seiend, erwägend stets unserer Unterthanen Wohl, freierer Richtung uns hinzugeben beschlossen, Ungebürnisse nicht zu dulden gesonnen, wie folgt bestimmen hiermit u. s. w. u. s. w."

Ja, man versichert sogar Fürst Chlodwig habe seinen Unwillen gegen den Haupträdelsführer dieser Intrigue, den ehemaligen Minister des Innern, Herrn von Babel in einem Gedichte Luft gemacht, aus welchem wir folgende prächtige Apostrophe

anführen können, ohne jedoch die Aechtheit desselben verbürgen zu wollen:

Was, Du willst die Dolores
Und Chlodwig lehren Mores?
Nie Aehnliches Erlebter,
Nie Liebedurchgebebter,
Unklugen, frech zu prahlen,
Gefahren auszumalen,
Weg hast Du auserwählt;
Dich haß ich gleich der Spinne
Fest steht's in Chlodwig's Sinne:
Die Hohenheimer Minne,
Hört nur im Tode auf.

Konnte übrigens die Uebersendung jenes wirklich alle Grenzen überschreitenden Abdankungsschreibens an den Fürsten noch durch eine augenblickliche Aufregung, welche so gediente Staatsmänner freilich auch zu beherrschen wissen sollten, entschuldigt werden, so beweist, die offenbar nur durch Verletzung des Amtsgeheimnisses mögliche, unglaublich rasche Verbreitung desselben in Tausenden von Abschriften und Lithographieen unter alle Stände, die offenbare, böswillige Absichtlichkeit, das lauteste Appelliren an die Massen.

An allen öffentlichen Orten, in allen Kaffe-Wein- und Bierhäusern lagen mehrere Copieen

dieses Documentes aus, die natürlich mit der scandalsüchtigen Begierde, die dem hohen und niederen Pöbel eigenthümlich ist, gelesen oder vielmehr verschlungen wurde. Dieses Document beschwor auf diese Art eigentlich erst die Aufregung, von welcher es als schon vorhanden sprach, und war durch seine Veröffentlichung geradezu ein revolutionärer Schritt geworden.

Als der Fürst sogleich mit Eifer an die neue Organisation der Verwaltung im liberalen Sinne ging, thürmten sich ihm von allen Seiten Schwierigkeiten entgegen, die er nicht erwartet hatte.

Mehrere Männer, denen er die erledigten Portefeuilles anbot, schlugen dieselben aus; es war förmlich als ob Niemand mehr Minister werden wollte, so wirksam waren die Intriguen des Adels und der Priester gewesen.

Der Fürst ließ sich indessen durch alles das nicht irre machen; die Amtsentsetzungen nahmen ihren regelmäßigen Verlauf nach abwärts zu, die Creaturen der Minister mußten ihren Herren folgen.

Einige ultramontangesinnte Professoren der Universität, hatten eine Beifallsadresse an die ab-

getretenen Minister wegen jenes Documentes erlassen. Görres, der ehemalige Jacobiner hatte an der Spitze dieser Demonstration gestanden, deren Folge eine augenblickliche Entlassung der dabei Betheiligten war.

Durch dieses energische Verfahren gewann der Fürst sich immer mehr und mehr das Vertrauen der Bessergesinnten, und die Rückschrittspartei, welche durchaus einen Ausbruch haben wollte, mußte daher eilen, wenn es damit nicht zu spät werden sollte.

Siebenzehntes Kapitel.

Mola und die Presse.

Hatte Mola schon in Paris, nach ihrem unglücklichen Debüt an der großen Oper unangenehme Händel mit den Journalen, so sollte dies in ihrer neuen jetzigen Stellung, welche durch den Einfluß, den sie auf die Politik auszuüben schien, in der That eine die Presse herausfordernde war, in noch viel größerem Maßstabe der Fall sein.

Dazu kam noch, daß Fürst Chlodwig, seitdem er die Entlassung seines ultramontanen Ministeriums angenommen und somit die Bahn des Fortschrittes betreten hatte, nothwendiger Weise auch der Presse eine größere Freiheit gestatten

mußte. Nicht nur die inländischen Journale nahmen einen lebhafteren und freieren Aufschwung, sondern auch die beschränkenden Bestimmungen, welche rücksichtlich der Einfuhr von fremden Blättern bestanden, wurden aufgehoben oder doch modificirt. Sogar diejenigen Blätter, welche das mehrerwähnte Entlassungsgesuch der Minister abgedruckt hatten, sollen ungehindert nach Hohenheim gebracht worden sein.

Wann wird doch endlich die große Stunde der vollkommenen Preßfreiheit schlagen? Wann werden die Fürsten und Mächtigen einsehen, daß die freie Presse in sich selbst das Gegengift gegen die freche und zügellose Presse trägt? Jetzt müssen wir noch wie Bettler jeden Brodsamen einer freieren Preßbewegung, der uns unwillig von dem Tische eines Fürsten aus zugeworfen wird, demüthig und dankend aufheben, während wir berechtigt und zwar gesetzlich berechtigt sind, vollkommene Preßfreiheit zu verlangen, während ein darauf sich beziehender Paragraph in die Verfassungsurkunde fast aller unserer constitutionellen Staaten aufgenommen worden ist. Desor-

mais la charte sera une verité! Dieses Wort werden wir erst an dem Tage ausrufen können, an welchem vollständige Preßfreiheit proclamirt wird.

Die liberale Presse zeigte sich jetzt bei diesen Begebenheiten in Hohenheim in ihrem vollen Glanze. Wir wollen es nicht verkennen, daß es eine politische Nothwendigkeit geworden sein mag, die Resultate jener der liberalen Partei günstigen Sinnesänderung des Fürsten Chlodwig auszubeuten, und denselben gegen die zügellosen, das Privatleben eines Monarchen antastenden Angriffe der hierarchischen Partei in Schutz zu nehmen, aber wir hätten doch gewünscht, daß sich in den liberalen Zeitungsjubel wenigstens Eine Stimme gemischt hätte, die darauf hindeutete, wie demüthigend es für eine Nation sei, politische Fortschritte den Pirouetten und Rondes de jambe einer fremden Tänzerin zu verdanken. Und fürwahr; ist es nicht entsetzlich niederschlagend, zu sehen, wie ein Ministerium sich gegen die energischeste Kammeropposition und gegen den Unwillen eines ganzen Volkes hält, um dann

von dem leichten Fächerschlage einer liebenswürdigen Courtisane gestürzt zu werden? Neu ist diese Geschichte freilich nicht mehr, aber deßhalb um nichts weniger traurig.

Wir wollen damit das abgetretene Ministerium durchaus nicht in Schutz nehmen; es hat namentlich durch seinen letzten Schritt bewiesen, daß es ihm eigentlich nie um etwas Anderes zu thun gewesen ist, als um seine eigene Herrschaft und Geltung und höchstens noch um die seiner Partei. Aufrichtig gestanden gönnen wir einer Verwaltung, die so lange sie bestanden hat, unpopulär gewesen ist, diesen Rückzug nicht, der sie bei der oberflächlich urtheilenden Masse erst populär machte.

Aber eben so wenig können wir mit den Stimmen Chorus machen, welche nun mit Berserkerwuth über die Gefallenen herstürzen, um den todten Löwen, den sie doch hatten fürchten müssen, nun feige Fußtritte zu geben, während sie die neuaufgehende Sonne des Fortschrittes mit rauschenden Lobpsalmen begrüßen.

Diese Herren sind doch in der That nicht

im Mindesten eckel; es liegt ihnen nur daran das zu erhalten, was sie wünschen; die Art und Weise auf welche sie es erhalten, scheint ihnen vollkommen gleichgültig.

Wir müssen gestehen, daß wir in dieser Beziehung anders denken. Ohne die vielversprechenden Anfänge einer freieren Staatsbewegung, die sich seit wenigen Wochen in Hohenheim regen, verkennen oder gar verdächtigen zu wollen, müssen wir doch eingestehen, daß wir, wenn wir die Ursachen betrachten, durch welche sie hervorgerufen worden sind, durchaus keine Garantie des Fortbestehens derselben finden können.

Jede staatliche Entwicklung muß organisch aus sich selbst, aus dem Bewußtsein der Unterthanen und des Herrschers vor sich gehen; eine Fächerintrigue dagegen kann sich eben so gut, wie sie für den Fortschritt gewirkt hat, jeden Augenblick wieder dem Stillstande oder gar dem Rückschritte zuwenden. Exempla sunt odiosa.

Diesen Warnungsruf wollten wir nur in den lauten, gedankenlosen Jubel gewisser Men-

schen nnd Zeitungen herein ertönen lassen. Möge er nicht ungehört verhallen.

Mola war also die Zielscheibe aller boshaften Zeitungsnotizen geworden, mit denen alle Blätter, sogar die französischen und englischen, besonders von Hohenheim aus überschwemmt wurden.

Ihr Gelüsten nach dem Indigenate und der neunzackigen Grafenkrone, wurde überall und zwar mit dem größtem Rechte lächerlich gemacht, obwohl der mit Einem Male so tugendhafte und sittenstrenge Adel, schon manche Dame aus seiner Mitte geliefert hatte, die ganz dieselbe Stellung eingenommen, wie jetzt die spanische Tänzerin. Da übte man freilich Nachsicht! das war ganz etwas Anderes, und die gute Gesellschaft stand einer solchen Dame nach wie vor offen. Wir unsererseits halten auf das alte gute deutsche Sprichwort: Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig, und wenn eine Adelige sich wie eine Tänzerin benehmen darf, so darf auch eine Tänzerin adelig werden. Ueberhaupt sehe ich nicht ein, warum wir armen Bürgerlichen, wenn der Adel

so streng und exclusiv zu Werke geht, dazu verdammt sein sollen, die räudigen Schafe desselben, die sich eines entehrenden Verbrechens schuldig gemacht haben in unsere Mitte aufzunehmen, wie dies doch in einigen Gesetzgebungen bestimmt wird. Das Bürgerthum bedankt sich für die Blattern des Adels, sagen wir frei nach Schillers Fiesco.

Mola war nun, wie wir gesehen haben, gerade in Bezug auf öffentliche Verspottungen sehr reizbar und es gab immer dienstfertige und gefällige Menschen, die ihr jede Malice mittheilten, und jeden groben Artikel portionenweise eingaben.

Es ist dies überhaupt eine ganz merkwürdige Erscheinung und man wäre beinahe versucht, an überirdische dabei wirkende Kräfte zu glauben. Man darf in dem entferntesten unbekanntesten Journale zerissen werden, in einem Blatte welches man nie gelesen, dessen Namen man nie gehört hat, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß man in der Gegend, in welcher jenes obscure Blatt erscheint, irgend einen treuen Freund besitzt, der uns die betreffende Nummer unfrankirt überschickt, mit einem sehr wehmüthigen

condolirenden Briefe, aus dem aber die drohende lachende Schadenfreude, welche der menschlichen Natur eigenthümlich ist, hervorleuchtet. Und wenn man in einem neuseeländischen Journale zerrissen würde, so bin ich fest davon überzeugt, daß man die Nachricht davon mit dem ersten Packetschiffe welches nach Europa abgeht, erhielte.

Mola dachte schon lange daran, an einem der Hohenheimer Correspondenten ein schreckliches Beispiel zu statuiren, um, wo möglich den ferneren Lügen, Verläumdungen und boshaften Anecdoten ein Ende zu machen.

Fürst Chlodwig hatte ihr zu diesem Behufe seine ganze Macht, der tapfere Oberlieutenant Birnbaum seinen Säbel und seine Pistolen zur Verfügung gestellt.

„Nein, nein das ist nichts" sagte sie zu Birnbaum, „wenn der Fürst einen jener boshaften Skribler bestraft und einsperren läßt, so erheben dann die andern ein desto lauteres Geschrei. Und wenn Du einen derselben das Gesicht zeichnest oder gar todtschießest, so macht das der Sache auch kein Ende, abgesehen davon, daß das

Kriegsglück sich auch gegen Dich erklären könnte."

„Aber, was soll man denn thun, liebe Mola?" fragte Birnbaum, „die Sache muß doch endlich einmal ein Ende nehmen, sonst ärgerst Du Dich noch zu Tode."

„Laß mich nur," erwiderte die Tänzerin; „ich muß auf irgend eine Weise die Lacher auf meine Seite zu bekommen suchen, indem ich einen Derjenigen, die am Meisten gegen mich geschrieben haben, auf irgend eine eclatante Art blamire. Ich habe schon so halbundhalb einen Plan im Kopfe. Bald werde ich mit demselben ganz im Reinen sein."

„Wenn Du zur Ausführung desselben meiner Beihülfe bedürfen solltest, so zähle ganz und gar auf mich," sagte Birnbaum diensteifrig.

„Vor Allem sage mir einmal, welcher von den hiesigen Skriblern meinst Du, hat wohl am Meisten gegen mich geschrieben?"

„Das ist unstreitig der dicke Klötz, ein geistreicher, aber sehr boshafter Mensch; seine Lustspiele sind sehr gut, Du solltest Dir nur einmal eines derselben ansehen."

„Nun wohl, an diesem muß also das Exem-

pel statuirt werden. An einem Unbedeutenderen wäre es von keiner Wirkung. Uebermorgen sollst Du und die ganze Residenz Stoff zum Lachen haben."

Klötz, der geistreiche Lustspieldichter, saß am andern Tage gerade an seinem Schreibtische, beschäftigt, eine geist- und maliçensprühende Correspondenz über die hiesigen Verhältnisse abzufassen, in welcher die spanische Tänzerin wieder einmal derb mitgenommen werden sollte, als ihm ein sehr elegant costümirter Lackai ein duftiges Briefchen auf Rosapapier überbrachte.

Klötz erbrach es rasch und neugierig, und war offenbar froh erstaunt, als er den Inhalt desselben überflogen hatte.

„Ich werde nicht fehlen," sagte er zu dem Lackai, welcher sich nun mit diesem Bescheide entfernte.

Das Briefchen hatte nichts Geringeres, als eine Einladung für heute Abend zu einem freundschaftlichen Souper von Seiten der Donna Mola Lontes enthalten.'

„Aha!“ dachte der eitle Schriftsteller, „sie hat die Spitze meiner Feder gefühlt, und will Frieden mit mir schließen. Nun, unter gewissen Bedingungen“ — bei diesen Gedanken spielte ein lüsternes Lächeln um seinen Mund — „dürfte ich wohl nicht abgeneigt dazu sein. Vorläufig mag diese Correspondenz also noch in meinem Schreibtische liegen bleiben.“

Abends machte Klötz eine sehr gewählte Toilette und fuhr nach dem Hôtel, welches die Tänzerin vor ein paar Tagen, seitdem sie, von Langerweile geplagt, aus ihrem Lustschlosse am See trotz aller Einwendungen des Fürsten und Birnbaums wieder in die Residenz zurückgekehrt war, bezogen hatte, bis ihr eigener Pallast eingerichtet sein würde.

Mola empfing den Schriftsteller in ihrem Boudoir in elegantem und verführerischem Negligé auf dem Sopha sitzend. Der Boden dieses Boudoirs war mit kostbaren Teppichen bedeckt, welche den Schall der Schritte dämpften; an den Fenstern hingen lange Vorhänge von schwerem Stoffe herunter. Eine am Plafond befe-

stigte Ampel aus mattgeschliffenem hellrothem Glase, verbreitete ein sanftes träumerisches Dämmerlicht, während eine Spieluhr leise melodische Weisen spielte, und ein feiner narkotischer Parfüm das Zimmer durchwürzte. Es war ganz ein zur Liebe und zum Genusse geschaffenes Gemach, welches selbst dem blödesten oder erschlafftesten Mann zu erotischen Gedanken und Bemühungen aufregen mußte.

Klötz hielt die Art und Weise, wie ihn Mola in diesem kleinen Tempel der Liebe empfing, für ein günstiges Vorzeichen.

„Guten Abend, lieber Klötz,“ rief sie ihm entgegen und reichte ihm die Hand, „Sie lassen auf sich warten.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ entschuldigte sich der Schriftsteller — —

„Lassen Sie es gut sein!“ unterbrach ihn Mola. „Ich bin nur froh, daß Sie doch gekommen sind. Legen Sie ab, und nehmen Sie Platz.“

Der Schriftsteller legte seinen Hut ab, und wollte sich dann auf einem Fauteuil, dem So-

pha, auf welchem Mola saß, gegenüber niederlassen.

„Warum wollen Sie Sich nicht zu mir auf den Divan setzen?" fragte Mola mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. „Scheuen Sie vielleicht meine Nähe?"

„O, gewiß nicht," betheuerte Klötz ganz hingerissen von der Liebenswürdigkeit der Tänzerin, und während er auf dem Divan sich neben sie niederließ, machte er sich innerlich Vorwürfe darüber, daß er ein so herrliches Geschöpf bis jetzt immer so unbarmherzig angegriffen habe.

Mola klingelte. Zwei Bedienten brachten einen mit einer höchst eleganten Theemaschine, nebst allem Zubehör besetzten Tisch herein und entfernten sich wieder.

Mola spielte nun die liebenswürdige Wirthin und schenkte dem Schriftsteller ein.

Dann ging sie demselben mit gutem Beispiele voran, indem sie sich eine Cigarre anzündete.

Klötz that auf ihre Aufforderung ein Gleiches, und bald rauchten und plauderten die bei-

den bis jetzt so erbitterten Gegner mit einander, als ob sie stets ein Herz und ein Sinn gewesen wären.

Nach einiger Zeit klingelte Mola wieder; die Bedienten erschienen, trugen den Theetisch hinaus, und brachten dafür einen Tisch herein, der mit einem ausgesucht feinem Souper besetzt war, und neben welchem sie einen mit Eis gefüllten Kühleimer setzten, aus welchem die schlanken versilberten Hälse der Champagnerflaschen hervorblickten.

Dem Schriftsteller, der, wie die meisten heiteren Dichter, ein großer Gourmand war, ging bei diesem Anblicke das Herz auf.

„Wir müssen uns selbst bedienen," sagte Mola, nachdem die Bedienten sich wieder entfernt hatten; „denn diese neugierige Dienerschaft, die auf jedes Wort horcht, um es weiter zu tragen, ist mir ein Greuel."

Diese Worte waren Musik in den Ohren des Schriftstellers.

Man aß und trank, man scherzte und lachte. Mola hatte aber ein Gericht, obwohl es ihr

Klötz öfters angeboten hatte, stets abgelehnt. Es war ein herrlicher Pudding, der ihm gerade am besten schmeckte.

Endlich beim Dessert, sagte Mola lachend:

„A propos, mein lieber Klötz, wir haben ja noch etwas miteinander abzumachen.“

„Nun, das wäre, meine schöne Mola?“

„Wie ich höre, schreiben Sie in auswärtige Zeitungen immer sehr boshafte Berichte über mich.“

Klötz gerieth in Verlegenheit.

„Verzeihen Sie, schöne Mola,“ sagte er stotternd — „ich kannte Sie früher nicht so, wie jetzt — ich will meinen Fehler wieder gut machen.“

„Ich verzeihe nichts,“ sagte Mola, indem sie mit zornfunkelnden Augen aufsprang; „ich bin eine Spanierin und gewohnt ,mich zu rächen. Ich wünsche nur,“ fuhr sie höhnisch fort, „daß Ihnen mein Pudding, von dem ich, wie Sie bemerkt haben werden, nichts genossen habe, gut bekommen möge; er war vergiftet.“

Bei diesen Worten sprang Klötz auf, ergriff

seinen Hut, und eilte athemlos in die nächste Apotheke. Dort verschluckte er eine gehörige Masse von Pillen, Latwergen und anderen Brechmitteln, in Folge deren er einige Tage wirklich recht unwohl wurde, denn daß die Vergiftungsgeschichte nur ein geistreicher Spaß Mola's war, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Als Klötz wieder gesund war, lachte die ganze Stadt über sein komisches Abenteuer, und obwohl er jetzt die Tänzerin mehr als je anfeindete, so war doch Allem, was er schrieb, durch Mola's geistreiche Rache von vornherein die Spitze abgebrochen.

Achtzehntes und letztes Kapitel.

Das Ende vom Liede.

Während aber Mola auf diese Weise mit Hülfe des Lächerlichen einen ihrer Feinde vernichtete, waren tausend andere derselben gegen sie ungemein thätig gewesen.

Man hatte sogar auf Tabacksdosen und Pfeifenköpfe die beleidigendsten Karrikaturen gegen sie gemalt, und einige ultramontan gesinnte Studenten, wahrscheinlich edle Söhne der freien Schweiz, waren in ihrer Erbitterung so weit gegangen, ihre Hunde Mola zu rufen, ein Verfahren, welches, wie man zugeben wird, von sehr genauer Beobachtung der ritterlichen Anstandsgesetze zeugt, welche ein Mann von Bil-

dung einer Dame, und wenn sie selbst die verworfenste ihres Geschlechtes wäre, immer schuldig ist.

Und so war denn Alles zum Ausbruche jenes Excesse reif, der die ultima ratio der ultramontanen Partei war, und den sie unmöglich entbehren konnte, da er gleichsam die Rechnungsprobe auf das Abdankungsschreiben der Minister war.

Eine Anzahl hierarchisch gesinnter Studenten wurde vorgeschoben, um den Skandal zu eröffnen. Im Uebrigen wurde auf die guten Lungen und die Lärmsucht des Pöbels gerechnet, der seit den vor ein paar Jahren vorgefallenen Bierunruhen mit Straßenemeuten vertraut war.

An einem Nachmittage versammelten sich gegen zweihundert fanatisirte Studenten vor der Universität. Von hier zogen sie lärmend und singend vor die Wohnung eines der, in Folge ihrer Beifallsadresse an die abgetretenen Minister entlassenen Professoren, dem sie ein lautes Vivat brachten.

Unterdessen war der Tag ziemlich weit vorgeschritten, und eine bedeutende Anzahl skandal-

lustigen Pöbels hatte sich den Studenten angeschlossen.

Man zog nun vor die Wohnung eines anderen Professors, von dem es bekannt war, daß er der liberalen Partei angehöre, und den Fürsten gegen die Minister in Schutz genommen habe, und brachte demselben ein Pereat.

Bei diesem Auftritte flogen die ersten Steine gegen die Fensterscheiben.

Der erste Steinwurf bei einem Volksauflaufe ist immer etwas sehr Verhängnißvolles; mit ihm ist der Bann gebrochen, und die Volkswuth bricht nun entfesselt los. So ein Steinwurf kann viele Menschenleben kosten, und auf der Hand, die ihn gethan, lastet eine schwere Verantwortung.

Mittlerweile brach die Dämmerung immer mehr herein, und unter ihrem Schutze begann sich der Pöbel kühner und sicherer zu fühlen.

„Vor die Wohnung der Tänzerin," hieß es auf einmal, ohne daß man wußte, wer zuerst diesen Ruf erhoben; „nieder mit der spanischen Dirne, nieder mit Mola Lontes!"

Man zog in die Straße, in welcher sich das von unserer Heldin bewohnte Hôtel befand.

Unterdessen hatte man schon Nachricht von dem Unfuge erhalten, und die Sicherheitswache, welche beständig zum Schutze der Sylphide aufgestellt war, bedeutend verstärkt.

Nichts desto weniger war dieselbe noch immer unzureichend, um den Pöbel zurück zu treiben.

Mola befand sich gerade mit ihren Freunden beim Nachtische, und der Champagner hatte sie in eine sehr heitere Stimmung versetzt.

Da hörte man mit einem Male ein dumpfes Lärmen und Toben die Straßen entlang, aus dem sich der Ruf: „Nieder mit Mola Lontes!" hin und wieder mit großer Deutlichkeit hervorhob.

„Man ruft meinen Namen," sagte Mola zu den Oberlieutenant Birnbaum, „was wollen denn diese Bestien von mir?"

Birnbaum trat an das Fenster, vor welchem unterdessen die lärmende und tobende Menschenmasse schon angelangt war.

„Nun, was gibts denn, mon cher?“ fragte Mola.

„Um Gottes Willen,“ sagte Birnbaum, dem bei der ihm bekannten Heftigkeit der Andalusierin schon Unheil ahnte, „um Gottes Willen, Mola, sei nur jetzt ruhig, wenn Du Unglück verhüten willst; das Volk ist gegen Dich erbittert, und schimpft und tobt vor Deinem Fenster.“

„Das muß ich mir doch ansehen,“ sagte Mola und trat mit dem Champagnerglase in der Hand an das Fenster.

Sie war eben im Begriffe, es zu öffnen, als ein Stein klingend in das Fenster flog.

Birnbaum, der junge Pole, und die anderen Herren, die sich noch bei der Tänzerin befanden, traten nun hinzu, und beschworen sie bei Allem, was ihr heilig sei, sich zurückzuziehen.

Das mochte jedoch sehr wenig sein, denn die Tänzerin gab diesen vernünftigen Vorstellungen durchaus kein Gehör, sondern öffnete, trotz des dichten Steinhagels, der nun erfolgte, das Fenster, und bog sich mit dem ganzen Oberkörper weit aus demselben.

Als sie unter dem Volke mehrere Studenten

bemerkte, erhob sie ihr Champagnerglas und leerte es mit den Worten: „à votre santé messieurs!“

Erneuertes Toben und Schimpfen und ein noch dichterer Steinhagel waren die Antwort auf diese Herausforderung.

Mola war merkwürdiger Weise bis jetzt noch von keinem der zahllosen Steinwürfe verletzt worden.

„Die Wuth des Volkes amüsirt mich,“ sagte sie; „ich mag kein Pferd reiten, das nicht in den Zügel knirscht. Aber Sie sollen es doch bereuen, mich beleidigt zu haben. Ich will jetzt auf ihren Köpfen erst recht so herumtanzen, wie ich es zu Hause auf Eiern gethan habe. Sie sollen mich noch kennen lernen.“

Ein Steinwurf, der die Tänzerin wirklich traf, und sie, wenn auch nur sehr unbedeutend an der Schulter verletzte, unterbrach diese Expectoration guter Vorsätze.

Und mit diesem Steinwurfe nahm auch die humoristische Auffassung des Skandals von Seiten der Tänzerin ein Ende. Das Lustspiel sollte beinahe in ein Trauerspiel umschlagen.

So wie sich Mola von dem Steine verletzt fühlte, sprang sie auf und in das Zimmer zurück.

Sie riß ihren Dolch und ihre Pistolen von der Wand. Dann trat sie wieder mit wuthverzerrten Zügen an das Fenster und legte die Waffen neben sich auf das Fensterbrett.

Die Volksmenge unten hatte das Alles bemerkt und ein noch wüthenderes Toben, Schimpfen und Steinwerfen war die Folge davon.

Mola begann nun langsam und mit absichtlicher Umständlichkeit zu laden.

Die Vorstellungen ihrer Gesellschafter würdigte sie durchaus keiner Antwort.

Endlich war sie mit dem Laden ihrer Pistolen fertig und setzte jetzt bedächtig die Zündhütchen auf.

Birnbaum beobachtete scharf alle ihre Bewegungen, fest entschlossen, eine tolle, wahnsinnige, frevelhafte That, welche die verderblichsten Folgen nach sich ziehen mußte, um jeden Preis zu verhindern.

„Garde à vous, laches!“ rief Mola jetzt und zielte mit einer ihrer Pistolen in den dicksten Volkshaufen hinein.

Aber in demselben Augenblicke war ihr Birnbaum schon in den Arm gefallen und hatte ihr mit einer raschen und kräftigen Bewegung die tödtliche Waffe aus der Hand gewunden.

Diese Entschlossenheit war höchst wahrscheinlich die Rettung der tollkühnen Tänzerin, denn ich bin fest überzeugt, daß Mola, wenn sie wirklich geschossen, und wie es unter den gegebenen Umständen gar nicht anders möglich war, Jemanden verwundet oder getödtet hätte, nicht lebendig vom Platze gekommen und von dem Hôtel kein Stein auf dem andern geblieben wäre, so groß war die Erbitterung der Masse.

Mola war über die entschlossene That des Oberlieutenants, die doch ihre eigene Rettung war, außer sich vor Wuth.

Sie kehrte sich augenblicklich gegen ihn und gab ihm eine derbe Ohrfeige, die er mit dem Bewußtsein hinnahm, einen besseren Lohn für seinen Muth und seine Geistesgegenwart verdient haben.

Unterdessen war zum Glück eine hinreichende Truppenmacht, sowohl aus Infanterie als Ca-

vallerie bestehend, auf dem Schauplatze des Tumultes angelangt.

Den vereinten Anstrengungen dieser beiden Waffengattungen gelang es endlich das Volk zu zerstreuen und die bedrohte Straße, in welcher sich Molas Hôtel befand, frei zu halten. Was dabei besonders hervorzuheben ist, und von dem außerordentlich gutem Geiste der Hohenheimer Truppen zeigt, ist der Umstand, daß, obwohl das Publikum nur widerwillig und zögernd zurückwich, doch kein Mensch überritten, oder sonst irgend wie verletzt wurde.

An andern Orten hat es bei weit geringeren Veranlassungen Blut gegeben. Exempla sunt odiosa müssen wir noch einmal sagen.

Das Volk zerstreute sich nun in einzelne Gruppen und verübte bis spät in die Nacht hinein, durch Schimpfen, Schreien und Fenster- und Laterneneinwerfen in verschiedenen Theilen der Stadt noch so manchen Unfug. Ja, sogar in dem Saale des fürstlichen Residenzschlosses, in welchem die mehr erwähnte Bildergallerie der Geliebten des Landesherrn aufgestellt sein soll,

wurden mehrere massive kristallne Spiegelfensterscheiben eingeworfen.

Infanterie und Cavallerie patrouillirten die ganze Nacht hindurch und am nächsten Morgen waren alle Vorkehrungen getroffen, um die Wiederholung solcher tumultuarischen Scenen zu verhüten.

Ich glaube jedoch, daß diese Vorkehrungen überflüssig waren. Das Volk hatte sich ausgetobt und schon am andern Morgen begann die bessere Ansicht unter allen Ständen sich Bahn zu brechen. Man begann einzusehen, daß man eben so wenig Recht habe, sich in das Privatleben eines Fürsten, als in das eines Mitbürgers zu mischen, und daß man sich höchstens, wenn man denn durchaus sich zum Sittenrichter aufwerfen wolle, des Spottes als Waffe bedienen dürfe. Der Humor, der Spott besitzt allen menschlichen Thorheiten und Schwächen gegenüber, und wenn es auch fürstliche wären, eine ewige, unabstreitbare Berechtigung.

Dem Fürsten war es unterdessen, trotz der Intriguen der Adels- und Priesterpartei, gelun-

gen, eine neue Verwaltung im Sinne des Fortschrittes zu bilden. Die Proklamirung derselben machte einen äußerst günstigen Eindruck auf alle Klassen der Bevölkerung.

Zwar gab die Rückschrittspartei ihre Aufreizungsversuche durchaus nicht auf; aber sie blieben machtlos, zum Theile auch darum, weil sie wirklich zu plump und ungeschickt angelegt waren.

Nachdem das Mährchen von der Abreise der Fürstin durch das Hierbleiben derselben thätsächlich widerlegt worden war, sprengte man andere zum Theile noch widersinnigere Gerüchte aus. Auf den bigotten Theil des Volkes suchte man dadurch zu wirken, daß man behauptete, mehrere ehrwürdige und im Lande allgemein beliebte Kirchenfürsten hätten über die hohenheimer Vorgänge bittere Thränen vergossen.

Um die Erbitterung gegen die Tänzerin rege zu erhalten, verbreitete man unter Anderem: dem ganzen Offiziercorps sei verboten worden, Lorgnetten zu tragen, weil Mola es nicht leiden könne, und gegen Jeden, der sie mittelst eines solchen Sehwerkzeuges betrachtete, die Zunge blöcke,

oder ein noch bezeichenderes Zeichen der Verhöhnung mache, welches sie von den Pariser gamins, bei denen es sehr üblich sein soll, gelernt habe.

Der Fürst sammelte indessen feurige Kohlen auf das Haupt dieser Partei, indem er alle die beklagenswerthen Vorgänge mit dem Mantel des Vergebens und Vergessens bedeckte und sogar dem ehemaligen Minister des Innern, Herrn von Babel, einen ehrenvollen und einträglichen Gesandtschaftsposten an einem auswärtigen Hofe verlieh.

Der Fürst war noch nie so guter Laune gewesen, als geradezu jetzt; er schien wie um zwanzig Jahre verjüngt zu sein. Er arbeitete sehr fleißig mit seinem neuen Ministerium, und war voll von großen Plänen und Entwürfen für das zukünftige Wohl und Gedeihen seiner Unterthanen und seines Landes.

Diese gute Laune wurde durch einen besondern Umstand noch sehr vermehrt.

Die bessere Stimmung hatte sich nemlich schon so mächtig Bahn gebrochen, daß der Fürst, als er eines Abends mit seiner Gemahlin in seine

Loge im Hoftheater trat, von einem lauten und herzlichen Lebehoch begrüßt wurde.

Auch Mola erschien an diesem Abende im Theater, und zwar in einer der des Fürsten gegenüber gelegenen Loge und kein Zeichen des Unwillens gegen sie, mischte sich in den jubelnden Empfang des fürstlichen Paares.

Eine unmittelbare Folge dieser dem Fürsten zu Theil gewordenen öffentlichen Huldigung war der von ihm ertheilte Befehl, die Untersuchungen gegen die allerdings nur wenigen Studenten und anderen Personen, welche an jenem tumultuarischen Abende verhaftet worden waren, gänzlich niedergeschlagen und die Betheiligten sogleich auf freien Fuß zu setzen.

Dieser Act der Großmuth und Milde gewann dem Fürsten vollends alle Herzen, und so ist denn jetzt Alles auf dem besten Wege, sich auf echt national hohenheimisch in Wohlgefallen und Bierräusche auf die Gesundheit des Fürsten und vielleicht sogar auf die unserer Heldin Mola Lontes aufzulösen.

Ob Mola Gräfin geworden ist und das In-

digenat bekommen hat, wissen wir bis jetzt noch nicht. Sie bewohnt jetzt noch immer ihr Hôtel, an welchem die Glaser viel zu verdienen bekommen haben, und wartet darauf, daß der ihr von dem Fürsten geschenkte Pallast vollständig eingerichtet werde.

Vielleicht, daß, wenn sie von demselben Besitz genommen hat, der hohenheimer Magistrat sich bewogen fühlen wird, ihr als Hausbesitzerin das Bürgerrecht zu ertheilen, und daß das neue Ministerium vielleicht dann auch ihren Adelsbrief unterschreiben wird.

Das Alles halten wir für ganz gleichgültig; ja wir könnten das Letztere zur Demüthigung der exclusiven Aristokratie beinahe wünschen.

Wichtiger jedoch ist es, daß der Fürst Chlodwig von Hohenheim auf der unter so außergewöhnlichen Umständen betretenen Bahn des Fortschrittes beharre und so manchen benachbarten Herrscher mit gutem Beispiele vorangehe, was wir denn auch von ganzem aufrichtigem Herzen hoffen und wünschen wollen.

Die Moral von dieser Geschichte ist aber die, daß selbst eine Tänzerin bisweilen ein mächtiges Werkzeug in der Hand des ewigen Weltgeistes werden könne.

Druck von C. H. Hoßfeld in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oettinger, Eduard Maria

Mola oder Tanz und Weltgeschichte eine spanisch-deutsche Erzählung

Leipzig 1847

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Rev.o.446
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11753880-0